

—+— Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). —+—  
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portozuschlag.



## Als er noch klein war.

Erzählung von M—t.

Sie wollen wissen, was es gibt? sagte Frau von Granzau zu ihrem Gatten. Nun wohl, ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mir einige Augenblicke Gehör leihen wollen, denn die Sache wird etwas länger dauern.

— Ich leihe es Ihnen nicht, ich schenke es Ihnen, erwiderte Herr von Granzau in eisigem Tone.

— Nun denn, begann sie mit vor innerer Erregung bebender Stimme, ich muß Ihnen erklären, daß das Zusam-

menleben mit Ihnen nicht mehr möglich ist und daß ich fest entschlossen bin, schon morgen damit ein Ende zu machen. Sie sind ein galanter Mann, ich hatte mich niemals über Sie zu beklagen, was die eheliche Treue betrifft. Ich selbst habe mir in diesem Punkte nichts vorzuwerfen; kein Mann außer Ihnen hat mich jemals in intimerer Toilette gesehen; wir stehen denn einander gegenüber unanfechtbar da. Was uns trennt, ist die Verschiedenheit unserer Charaktere. Was ich thue, ärgert Sie; Ihre Manieren wieder sind mir unausstehlich; meine Reden regen Sie auf, Ihr Lachen geht mir an die Nerven. Wir verzeihen einander selbst das Stillschweigen nicht; wir sind empfindlich bis zur Lächerlichkeit. Wegen eines Hutes oder eines Kleides, wegen eines zu wenig oder zu stark gebratenen Huhnes, wegen der Frage, ob man einen Stock oder einen Regenschirm zum Ausgang mitnehmen müsse, gibt es Scenen zwischen uns, wie unter betrunkenen Matrosen. Bald reden Sie so laut und viel, daß ich kein Wort vorbringen kann, bald sind Sie stumm wie ein Fisch. Wenn Sie heiter sind, soll ich lachen; wenn Sie im Klub Verluste hatten, soll ich den Kopf hängen lassen. Sie haben ein veränderliches, bizarres, reizbares Temperament; Sie dulden nicht die geringste Widerrede und lassen mich einen angefangenen Satz nicht vollenden, wenn die Sache Sie nicht interessiert. Spreche ich eine Meinung aus, dann sind Sie gewiß der entgegengesetzten Meinung. Sie behaupten, daß Sie Musik kennen und ich nichts von Politik verstehe, während das gerade Gegentheil der Fall ist. Sie nöthigen mich, hohe Kleider zu tragen und haben mir das Rauchen verboten. Wenn es zwischen uns eine Auseinandersetzung gibt, — und wäre es über die geringfügigste Sache — so währt sie Stunden lang, anstatt in fünf Minuten beendet zu sein; wir ereifern uns, jeder für seinen Theil, bis wir uns gegenseitig jene Liebenswürdigkeiten sagen, die man nicht mehr vergißt. Endlich reizt Sie Alles, was mich betrifft, der Klang meiner Stimme, das Geräusch meiner Schritte, meine Kleider, meine Bewegungen, Alles was mein „Ich“ ausmacht. Leugnen Sie es nicht. Selbst in diesem Augenblicke erkenne ich an der Art und Weise, wie Sie mich anschauen und wie Sie mir zuhören, daß Sie im Stillen sich versucht fühlen, mich zum Fenster hinauszuwerfen.

— Nun also?

— Also schließe ich aus Alldem, daß wir die Rechnung schließen und den gescheiterten Versuch eines Zusammenlebens nicht länger fortsetzen sollen. Mein Gott! es ist nicht Ihre Schuld und nicht meine Schuld, oder besser, es ist unser Beider Schuld. Es ist eine Thatsache: wir waren nicht dazu geschaffen, uns den Arm zu reichen und das Glück will nur gesondert zu Jedem von uns Beiden kommen. Lehnen wir uns nicht auf gegen das Schicksal. Schließlich steht ja einer freundschaftlichen Trennung nichts im Wege. Wir haben glücklicherweise kein Kind, um das wir streiten oder das wir entzwei schneiden müßten wie zur Zeit des armen Königs Salomon. Ueberdies haben wir, Jeder für sich, ein ganz ansehnliches Vermögen. Ich sehe daher nicht ein, warum wir noch länger auf demselben Aste sitzen und uns gegenseitig die Federn ausrupfen sollen. So sagen wir uns denn Ade! Ich habe genug davon und Sie zu viel, was so ziemlich dasselbe ist. Sie werden glücklich sein; Sie werden zuweilen an mich denken,

wenn Sie gerade auf der guten Seite erwachen; und ich werde von Ihnen die Erinnerung an einen völlig rechtschaffenen und völlig unangenehmen Mann behalten. Aber ich werde Ihnen deshalb nicht zürnen; denn es liegt in Ihrem Blute; alle Granzau gleichen einander und Ihre Eltern — ich weiß es ja von Ihnen — haben es nie länger als vierzehn Tage in einem Zuge zusammen ausgehalten. Das war mit einer der Ursachen, weshalb Sie ein einziger Sohn geblieben sind. Doch ich merke, daß ich von der Frage abschweife. Auf Wiedersehen, mein Herr; ich will in meine Gemächer zurückkehren und bis morgen über ein Mittel nachdenken, wie wir am besten unsern Bruch bewerkstelligen.

\*

Herr von Granzau sagte nichts, als er diese Fluth von Vorwürfen empfing; es zuckte nur von Zeit zu Zeit um seine Mundwinkel, er zog die Augenbrauen hinauf und stieß von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aus; um die Mitte der Rede seiner Frau hatte er einen Spaziergang durch das Zimmer begonnen, mit den Händen auf dem Rücken, wie Napoleon I., wenn die Dinge schief gingen. Als seine Frau zu reden aufhörte, blieb er vor ihr stehen, blickte sie mit einem erzwungenen Ausdrucke schmerzlicher Würde an und fragte:

— Sind Sie zu Ende?

— Ich bin zu Ende und es ist zu Ende, erwiderte die Frau.

— Wohl denn, liebe Freundin, es sei zu Ende, und ich glaube, gleich Ihnen, daß es nicht von vorne beginnen kann. Sie wollen es, daher werden wir uns morgen trennen und es mit dem Alleinsein versuchen.

— Oh, ich erlaube Ihnen, sich die Einsamkeit aufzuheitern.

— Ich danke; und ich verbiete es Ihnen.

— Ach, ich dachte gar nicht daran. Wenn ich Sie verlasse, so geschieht es, um meine eigene Herrin zu sein und nicht, um den Herrn zu wechseln. Ist Dies Alles, was Sie mir zu sagen haben?

— Nein; wenn wir im Begriffe sind, unsere Existenzen zu trennen, ohne zu wissen, wohin uns Dies führen wird . . .

— Ach, wohin soll es denn führen? Zum Frieden zunächst, dann zum Alter und dann in den Friedhof.

— Scherzen Sie nicht und lassen Sie mich vollenden. Ich will mich kurz fassen. Wir thun was uns beliebt, aber es ist unnöthig, daß die Welt um unsere persönlichen Händel wisse und darum muß Alldies unter uns bleiben. Dies ist meine Ansicht und, ich denke, wohl auch die Ihrige.

— Das ist ja recht schön, aber schließlich wird die Welt doch erfahren . . .

— Nicht sogleich, erst später und dann wird die Sache nicht mehr so unerquicklich sein. Kurz, was ich von Ihnen verlange, ist Folgendes: ehe wir uns endgiltig und in einer jede Rückkehr ausschließenden Weise trennen, wollen wir nur thatsächlich auseinandergehen, aber unter gewissen Bedingungen, welche geeignet sind, in den Augen Ihrer Freunde und meiner Freunde den Schein zu wahren.

— Und wie soll ich Dies anfangen?

— Da Sie morgen reisen wollen, reisen Sie morgen; aber anstatt zu dieser oder jener Freundin nach der Provinz oder nach dem Auslande zu gehen, wie Sie es ohne Zweifel

beabsichtigen, gehen Sie an die Ostsee, auf mein Schloß Schellenhof, und bleiben Sie da einige Zeit, so lange Sie es ohne allzugroße Langeweile aushalten, zwei Monate, wenn Sie sich stark genug dazu fühlen. Frau Margareth, die alte Beschließerin, die mich erzogen hat, wohnt auf dem Schlosse; sie wird Sie empfangen, bedienen und mit völliger Ergebenheit behandeln. Sie werden ihr sagen, daß ich bald nachkomme.

— Dies wird hoffentlich nicht geschehen?

— Nein, aber Sie werden es ihr sagen. Das Schloß liegt hübsch am Meer, ist in gutem Stande, kaum eine Stunde vom Städtchen Mesheim entfernt. Unter dem Vorwande, daß die Berliner Blätter erst am nächsten Tage dorthin gelangen, wollten Sie niemals nach dieser meiner Besitzung kommen, wo ich meine Kindheit verlebt habe. Nun findet sich eine gute Gelegenheit, einen Blick dorthin zu werfen, ehe wir für das ganze Leben scheiden. Wenn Sie sich diese Gelegenheit entgehen lassen, wird sie sich vielleicht nicht wiederfinden. Ich darf also darauf rechnen, daß Sie meinen Vorschlag annehmen?

— Sie bitten artig, darum willige ich ein; ich möchte einen guten Eindruck bei Ihnen zurücklassen. Telegraphiren Sie an Frau Margareth. Ich gehe nach Schellenhof und werde zwei Monate dort bleiben.

Dann wurden kurze Grüße ausgetauscht: — Guten Abend! — Adieu! mit einer Festigkeit, die zu groß war, um nicht geheuchelt zu sein. Die Stimmen zitterten nicht, aber die Herzen, diese armen, so leicht beweglichen Herzen! Jeder dachte sich im Stillen: „Was, wir sollen uns wirklich trennen, für immer? Wir werden ja sehen, meine Schöne; wir werden ja sehen, mein Kleiner.“

Indeß reiste Frau von Granzau am folgenden Tage ab.

\*

Es war ein schöner, frischer Maimorgen, als Frau von Granzau auf Schloß Schellenhof eintraf. Es ist eine schöne Zeit am Meer, wenn der Frühling seine volle Pracht entfaltet hat; Luft und Licht sind robust und gesund, wie man sie in den Städten nicht findet; die Vegetation entwickelt sich langsam, aber wilder, ursprünglicher, großartiger; der salzige Hauch des unendlichen Meeres zieht durch die Atmosphäre, kräuselt den Sand der Düne, färbt die Wangen und kräftigt die Seelen.

Frau von Granzau verbrachte die ersten zwei Tage mit der Besichtigung ihrer neuen Wohnstätte. Nachdem sie von den Dachstuben bis zu den Kellern Alles gesehen hatte, wählte sie als Wohnung im zweiten Stockwerk ein großes Gemach, mit Eichenholz getäfelt, mit altem, schwefelgelbem Damast tapeziert. Man hatte von da einen freien Ausblick auf das Meer, auf die flache Landschaft zur Rechten und einen ewig rauschenden Fichtenwald zur Linken.

Erst nachdem sie ihre Koffer ausgepackt und sich in dem Zimmer behaglich eingerichtet hatte, begann sie über ihre Lage nachzudenken. Die Natur bietet Jenen, die nach moralischen Krisen in ihre Arme flüchten, sehr werthvolle Vortheile. Durch eine Art Reflex-Thätigkeit beschwichtigt und beruhigt sie uns; aus ihrer Unbeweglichkeit, ihrem scheinbaren Egoismus schöpfen wir sehr gute Rathschläge; angesichts der Natur, die dauernd ist, überreden wir uns gerne, daß Alles vergeht, unser kleines

Glück wie unser großer Kummer; die Ordnung, die sie in allen Dingen hält, ladet uns ein, ebenfalls Ordnung zu halten in unseren Schreinen wie in unseren Herzen. Frau von Granzau begann sehr ernstlich nachzudenken, wie sie es seit langer Zeit nicht gethan hatte. Sie warf einen Rückblick auf ihr Leben, zunächst auf die ersten Blätter desselben, die in moralischem Sinne unsere wahren reinen Seiten sind: die Wiege, die Puppen, die erste Kommunion, das erste lange Kleid, der erste Ball, dann das Kapitel des jungen Mädchens, das Kapitel der Ehe. Die Wahrheit gesprochen war ihr Leben kein Roman, keine Erzählung, etwas ganz Gewöhnliches, keine großen Freuden, keine großen Katastrophen, nichts was hervorragte. Der liebe Gott hatte ihr stets die Note: passabel zugetheilt. Jeden Abend war sie mit der stillen Hoffnung eingeschlafen, daß am folgenden Tage nicht „Jemand“ — dazu war sie zu ehrbar — aber „Etwas“ sich ereignen werde. Neun Jahre waren so verfloßen, ohne daß irgend Etwas gekommen wäre. Allmählig waren sie und ihr Gatte in eine verdrossene und gereizte Stimmung gerathen; vielleicht litt auch er durch jene Monotonie aller Dinge, welche gewisse Wesen von gereizter Haut mit einer geradezu krankhaften Nervosität empfinden: durch die Monotonie der Dinge, der Stunden, der Ereignisse, der Freuden, der Jahreszeiten, des Regens, des Sonnenscheins, der Sympathien, der Antipathien, der Schönheit, der Tugend, der Religion. Ihr Gatte war durchaus nicht zu verwerfen: wohlunterrichtet, fühlen aber vornehmen Geistes, schlichten Sinnes und — in seltenen Augenblicken — zärtlichen Herzens; kurz, man konnte mit ihm auskommen, aber nicht zusammenleben. Deshalb hatte sie denn auch — obgleich sie den äußersten Zwang beklagte, sich in der Blüthe der Schönheit allein zu sehen, in der falschen Lage einer geschiedenen und doch nicht geschiedenen Frau — es dennoch nicht bedauert, ihrem Einfall nachgegeben zu haben. Sie hatte nicht das Glück, aber sie hatte wenigstens den Frieden. Man muß nicht zu viel auf einmal verlangen.

Ohne sich in ihrer Würde getroffen zu fühlen, hatte sie sich willig die Gesellschaft der alten Margareth gefallen lassen; und doch war sie stolz, in Fragen der gesellschaftlichen Abstände unerbittlich; in gewöhnlicher Zeit würde sie wegen einer Dienerin nicht die Hand ausgestreckt haben. Allein, Frau Margareth zählte nicht zu den Dienstleuten; sie hatte Herrn v. Granzau erzogen. Ueberdies bringt die ländliche Einsamkeit die Menschen einander näher. Frau von Granzau wurde denn bald befreundet mit der würdigen, weißhaarigen, stets in schwarze Gewänder gehüllten Beschließerin.

\*

An dem Tage, an welchem sie der jungen Dame das Schloß zeigte, geleitete sie diese in das dritte Stockwerk, zu einem großen, etwas verfallenen Zimmer; auf der Schwelle desselben stehen bleibend und die Thüre öffnend sagte sie: „Ich will Ihnen zuerst Alles zeigen, was den gnädigen Herrn betraf, als er noch klein war. Da ist das Zimmer, wo er spielte und sich unterhielt, als er noch klein war.“ Dann öffnete sie Schreine, wo Hampelmännchen, Tamboure, Bleisoldaten, Geduldspiele aufgehäuft lagen, und indem sie Alldies mit dem Finger berührte, sprach sie: „Das war das Spielzeug des gnädigen Herrn, als er noch klein war.“ Plötzlich tauchte eine

Erinnerung in ihr auf, eine ferne Erinnerung, und indem sie aus dem Haufen eine Puppe mit abgebrochener Nase hervorholte, sagte sie: „Sehen Sie, gnädige Frau, er hatte sogar eine Puppe, sie hieß Lieschen, und er pflegte sie zu küssen und dabei zu sagen: Diese wird meine Frau sein. Ist das nicht lustig? Heute würde er Das nicht sagen. Heute hat er Besseres. Frau von Granzau schwieg und die alte Beschließerin bemerkte: „Sie sind wohl sehr gerührt durch alle die Dinge, die ich Ihnen da zeige?“ — „Gewiß, Frau Margareth,“ erwiderte Frau v. Granzau. Und nun konnte die alte Beschließerin sich nicht länger zurückhalten. Sie zeigte der jungen Frau das Zimmer, wo der gnädige Herr schlief, als er noch klein war. Zuweilen passirte es, daß sie ihn kurzweg Ludwig nannte; und es machte auf Frau v. Granzau einen seltsamen Eindruck, den Taufnamen ihres Gatten zu hören, welchen sie oft ausgesprochen hatte und künftig nicht mehr aussprechen sollte. Frau Margareth zeigte ihrer Herrin jetzt das Zimmer, wo Ludwig arbeitete, als er noch klein war und seine Schulbücher, seine Schreibhefte, Alles in den Fächern eines Bücherschreines fein säuberlich geordnet. Selbst die ersten Schreibhefte waren da, in welchen er mit noch schwankendem, unbeholfenem Händchen seine ersten Schriftzeichen malte. Frau von Granzau nahm auf Gerathewohl eines dieser Hefte zur Hand. „Schauen Sie nur, welche schöne Schrift er schon hatte, als er noch klein war“ — sagte die alte Margareth. Die junge Frau schlug das Hefchen auf und las in großen, linkschen Zügen: „Liebet einander!“

Da litt es sie nicht länger in den Gemächern. „Ich will hinaus, in die frische Luft“ — sagte sie.

Sie gingen hinaus und schritten draußen einige Minuten stillschweigend neben einander her und gelangten so zu einem Teiche, auf welchem zwei Schwäne neben einander stolz dahinzogen. Frau Margareth sagte halbblaut: „Das ist der Teich, wo der gnädige Herr Kahn fuhr, als er noch klein war. Einmal wäre er schier ertrunken. All' meine Lebtag werde ich daran denken.“ Sie kamen in den Schloßgarten. Da stand eine alte Bank, völlig von Moos überwuchert. „Hier hat der gnädige Herr oft gelesen, als er noch klein war“ — erklärte die Beschließerin. Als sie an den Ställen vorbeikamen, sahen sie die Dienstpferde an den Kaufen stehen. „Ehemals war auch Bonifaz da“ — sagte Frau Margareth. — „Wer ist Bonifaz?“ — „Der Poney des gnädigen Herrn, als er noch klein war.“

Und so geschah es, daß allmählig, im Laufe dieser Promenade, das ganze Haus in allen Stockwerken, und die Höfe und Stallungen, der Garten und der Wald, ein Theil der Landschaft bis hinab zum Strande und bis zur Heerstraße bewohnt und bevölkert waren mit einer Menge kleiner Ludwige, welche spielten, liefen, lachten, arbeiteten, lasen, schrieben. An jeder Wegkrümmung gab es einen und Frau von Granzau konnte keinen Schritt thun, ohne auf einen solchen kleinen Ludwig in kurzen Höschen und mit unbedecktem Haupte zu stoßen.

Und als sie dann nach dem Schlosse zurückgekehrt waren und sich im Salon, in der Nische eines Fensters niedergelassen hatten, von wo man das unendliche Meer sehen konnte, begann Frau Margareth in ihrer schlichten Weise die Geschichte des gnädigen Herrn zu erzählen, als er noch klein war. Und es war keine heitere Geschichte.

„Denken Sie sich, gnädige Frau, daß die Eltern des gnädigen Herrn gar drollige Leute waren. Sie haben sie nicht gekannt, aber ich ja. Sie konnten einander nicht leiden; nicht als ob sie bössartig gewesen wären; nein, es war wegen ihrer Charaktere, die sich nicht vertrugen; und so lebten sie denn fast immer getrennt. Können Sie sich etwas Häßlicheres vorstellen? War der Vater in Berlin, dann war die Mutter auf Reisen; und da Beide Herrn Ludwig, ihren einzigen Sohn liebten, und Jeder ihn für sich haben wollte, verzichteten sie lieber Beide auf ihn, als daß ihn Einer dem Anderen gegönnt hätte. Und so sandte man ihn hieher, auf dieses Schloß, mit mir, die ich ihn behütete und ihm die Stelle der Eltern vertrat. Mir oblag seine Erziehung und ich entledigte mich dieser Aufgabe, so gut ich konnte. Die Eltern sind früh verstorben und das arme Kind hat sie beweint, als ob es sie gekannt hätte. Ich erzähle Ihnen Aldies, gnädige Frau, damit sie ihn entschuldigen, wenn er sich manchmal nervös und unnatürlich zeigt. Es ist nicht seine Schuld; es ist die Schuld von ehemals, als er noch klein war. Er wäre sonst ein ganz anderer Mann geworden.“

Inzwischen hatte der Abend seine Schatten in das Gemach gesenkt; aber Frau Margareth sah dennoch, daß ihre Herrin sich die Augen trockenete.

Am folgenden Morgen hatte Frau Margareth eine Depesche ihrer Herrin nach Alesheim zu expediren. Was die Depesche enthielt, weiß ich nicht. Was liegt auch daran? Die Hauptsache ist doch, daß Herr von Granzau spät Abends auf Schloß Schellenhof eintraf.

### Ein holder Traum nimmt nun mein Herz gefangen . . .

Ein holder Traum nimmt nun mein Herz gefangen —  
Er zeigt die Stunde mir, Du süßes Weib,  
Wo ich nach heißem, mächtigem Verlangen  
Umschlingen durfte Deinen Götterleib.

Ein Feuerstrom durchzuckte meine Sinne,  
Als Seel' in Seele trunken sich ergoß,  
Und ich das Glück der märchenhaften Minne  
In Deinem Arm so grenzenlos genoß.

Ja, Du bist schön! — In Deinen großen Augen  
Sah ich die Sehnsucht, die auf Flammen ruht;  
Von Deinen Lippen kommt' ich dürstend saugen  
Des Liebesstromes rosenrothe Gluth.

Hast Du mich lieb, so heiß wie ich Dich liebe?  
Giebst Du mir gern der Liebe Baubergglück?  
O, holde Maid, dann wünsch' ich, daß uns bleibe  
Auf ewig unser stillverschwieg'nes Glück!

F. H. Kanowski.



Theatralia.

An einer Schmiere werden Schillers „Räuber“ aufgeführt. Im letzten Akte hat sich bekanntlich der alte Moor, „der Jammersmann aus dem Thurne“ auf eine „rasende“ Bank zu setzen. Wie es so weit ist, bemerkt Karl Moor plötzlich die Abwesenheit einer solchen Ruhestätte für seinen tiefgebeugten Vater und giebt einem seiner Spießgesellen flüsternd den Auftrag, schleunigst ein solches Möbel herbei zu schaffen. Dieser sieht sich denn auch dienstbeflissen außerhalb der Bühne um und erwischt eine Bank, die der Theaterwirth kurz vorher mit brauner Farbe hatte anstreichen lassen. Ohne Letzteres zu bemerken, schafft er die Bank auf die Scene. Der alte Moor in seinem Leichentuch wird liebevoll darauf niedergedrückt und die Handlung nimmt ihren Fortgang. Endlich sagt Karl Moor mit Grandezza: „Diesen Alten führt tiefer in den Wald!“ Als nun Papa Moor abwanken will und bei dieser Gelegenheit den Zuschauern die Rehrseite seines Ichs präsentiert, erschallt es wie aus Einem Munde im Zuschauerraum:  
„Ich nich mehr nöthig!“

Gw—r.

v. A. Na, Doktor, wie gefällt Ihnen neue prima Ballerina, — Elfe, was?

Dr. B. Sehr hübsch, besonders das Elfenbein.

T. v. T.

Direktor (zu einer um Unterstützung bittenden Tänzerin): Aber, welches sind denn die Umstände, welche Sie in eine so bedrängte Lage gebracht haben.

Tänzerin (verschämt) . . . Andere.

T. v. T.

Schauspielerin (zu einem Kollegen): Ich begreife nicht, wie Sie mit Ihrer Gage nicht aufkommen! Sie beziehen doch mehr als das Doppelte wie ich —

Komiker: Liebe Kollegin, was Sie reich macht, das macht mich arm.

T. v. T.

Rückhalt.

Erster Gauner: „Das wäre noch schöner, wenn das Stehlen in der Welt aufhören sollte. Was würden wir dann wohl anfangen, Lude?“

Zweiter Gauner (seine langen Finger betrachtend): „Na weeste, Frise, ich könnte allenfalls Klaviervirtuose werden.“  
Gw—r.

\*

Unter jungen Mädchen.

Auf einem Balle steht eine Gruppe von jungen Mädchen in lebhaftem Geplauder beisammen. Jede spricht von ihren Wünschen, ihren Träumen.

- Ich möchte Königin sein!
- Nein; ich lieber eine berühmte Frau.
- Ich sehr reich . . . Und Du?
- Ich eine „geborene Wittwe“.

\*

Salonleben.

Bei Madame Nebbich steht die Frage der Ehescheidung auf dem Tapet; die Einen sind für, die Anderen gegen die Ehescheidung. Die Herrin des Hauses sieht, daß der Streit immer hitziger wird und sagt, um die gegnerischen Parteien zu versöhnen:

— Nein; ich habe immer gedacht, daß Mann und Frau nicht für einander geschaffen seien.

\*

Man verzeiht ihr überhaupt Vieles, der lieben Frau Nebbich. Sie ist berühmt geworden durch ihre Einfalt, wie Andere durch ihren Geist. Als im letzten Winter in ihrem Salon von der Heizung der Zimmer die Rede war, meinte sie:  
— Als ich noch ein junges Mädchen war, mußte man mir das Bett mittelst Wärmepfanne erwärmen; seitdem ich Frau bin, finde ich Dies nicht mehr nöthig.

\*

Merzte.

In einer Provinzstadt ist der alte Arzt gestorben und ein junger an seine Stelle gekommen.

Am Morgen nach seiner Ankunft erscheint bei ihm ein schwarz gekleideter Herr, der ihm ebenso höflich wie bestimmt den Vorschlag macht, mit ihm den Vertrag zu erneuern, den er, der Besucher, mit dem verstorbenen Arzte hatte.

— Ich zahle einen Dukaten für jede Kunde, die Sie mir schicken, Herr Doktor! schloß er seine Rede.

— Ah, ich verstehe! Sie sind der Apotheker des Ortes, rief der Arzt ein wenig betroffen.

— Nein, ich bin der Unternehmer für Leichenbegängnisse.

\*

Eheleben.

Sie. Ach, mein Gott! wie unglücklich bin ich . . .

Er. Du hast viel zu klagen.

Sie. Gewiß, da ich Deine Frau geworden . . . Bin ich Dir etwa nachgelaufen?

Er. Mein Gott! Auch die Mäusefallen laufen den Mäusen nicht nach . . .

# Wie man es am besten trägt.

## Praktische Winke für das schöne Geschlecht.

Sich den Kopf zu ordnen ist einfach eine Frage des Geschmacks, ein Studium vor dem Spiegel, ein Tasten, das zu einem mehr oder minder befriedigenden Ergebnisse führt. Aber den Kopf gut zu tragen ist eine ganz andere Sache. Es ist die angeborne Anmuth, die in der Neigung des Halses, in der Geschmeidigkeit und Länge desselben sich verrieth; es ist zugleich eine Sache der Erziehung, des Selbstvertrauens und des Muthes. Den Kopf schlecht zu tragen ist ein Mangel an Lebensart, oder kommt von übertriebener Schüchternheit oder willkürlicher Verstellung.

des Gesichtes und das Ohr der allgemeinen Bewunderung dar.



Neigt man das Haupt nach vorne, so ist man genöthigt, die Augen zum Himmel zu erheben, den Bogen der Augenbrauen, den obern Theil des Kopfes, das Haar zu enthüllen, die Wucht des Kinns zu verbergen.



Ein Kindergesicht, das vermöge seiner Lebhaftigkeit oft gefällt, ja entzückt, aber nicht zur Bewunderung hinreißt.



Den Kopf seitwärts wenden ist eine Eigenthümlichkeit der schönen Profile.



Den Kopf gerade und mit vielem Selbstbewußtsein zu tragen ist die Haltung der regelmäßigen Züge, der Schattenriß der Kameen, ein griechischer Typus, ein römischer Typus.

Ist die Brust gut planirt, sitzt sie genügend vorn, ist sie rund und lose, so lasse man sie wie sie ist. Man bringe sie



Ihn zurückwerfen und das Kinn vorstrecken dient dazu, den Mund freizumachen, die Zähne, die Feinheit der Nase, die zitternden Nasenflügel sehen zu lassen.



im Leibchen unter, oder besser, man verhülle sie mit dem Leibchen, um sie nicht zu quetschen; sie wird sich von selbst da halten. Strebt sie aber sich zu verrücken oder sind die beiden Kugeln zu weit entfernt von einander zur Welt gekommen, so helfe man der Natur nach; man dränge sie leicht nach vorn, indem man unten das Nieder, oben das Kleid stark schnürt; doch hüte man sich wohl, jenen Höcker unter dem Leibchen zu bilden, welcher den Blick anzieht, ohne ihn gefangen zu nehmen.



Der bewegliche Kopf, der fortwährend von rechts nach links, von unten nach oben geht, hat krause Züge, die der Korrektheit entbehren.

Das geneigte Haupt bietet das Oval

Die Hüften. Nichts ist so schön wie der Auslauf der Lenden; diese abgerundete Krümmung, die rückwärts leicht anschwillt, da wo die Taille schließt und



sich schweift. Die Hüften sollen hervorspringend und rund sein, aber nicht allzu sehr entwickelt. Das Kleid muß zurücktreten, um die Hüften erkennen zu lassen, ja es muß sie freigeben.



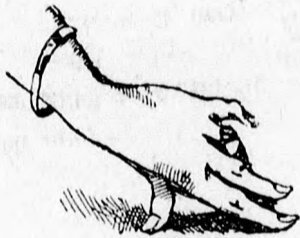
Die Verzierungen, die Falten, die Fransen des Rockes dürfen erst Raum finden, wenn die Rundung der Hüfte freigegeben ist. Dies genügt, um die Frau zu beurtheilen: den Rest erräth man.

Schön ist der Arm, wenn er fest an die Schulter gefügt ist und bis zum Ellenbogen sich immer mehr verjüngt; der Vorderarm hat wieder anzuschwellen, der Handknöchel muß rund und fein, so fein als möglich sein. Die Mode verlangt nicht mehr, daß die Arme von oben bis unten entblößt seien. Achselbänder und Ketten sind durch eine Spaullette aus Spitze oder Perlen ersetzt, welche den Oberarm gleichsam verschleiert und auch für das Auge gefälliger ist.



Ist der Ellenbogen spitzig, eckig, so verberge man ihn in schwedischen Handschuhen. Dieses Lederfutteral ist nicht schön, aber in diesem Falle nützlich.

Ist der Handknöchel nicht genügend rund, springt der Knochen hervor, so trage man Armbänder, je mehr je besser; man sei dann nie ohne Armbänder, denn ein schöner Arm wird durch einen unschönen Handknöchel verderben.



Klein, geschmeidig und weiß soll die Hand sein, die Nägel rosig, nicht spitzig zugeschnitten wie bei den Chinesen, auch nicht eckig wie bei den Pianisten, sondern rund; und haben die Nägel einen natürlichen Glanz, dann lasse man sie ein wenig lang wachsen, die Hände werden dadurch an Eleganz nur gewinnen.

Man gewöhne sich die Hand geschweift zu halten. Man werfe die Finger zurück; der kleine Finger soll sich heben und zugleich von den übrigen trennen. Wer Das nicht machen kann, soll es nicht versuchen; denn ein Finger, der sich von einer flachen Hand erhebt, ist abscheulich.

Man zeige seine Hand und halte sie nicht immer in Handschuhen; man mache keine Reliquie daraus, die man nur an gewissen Tagen sehen läßt. Man lasse sie im Hause in der freien Luft, damit sie nicht jenen matten Ton bekomme, der nicht weiß, sondern fahl ist.

Man bekleide seinen Fuß nicht nach dem Geschmack des Schuhmachers und nach der Mode des Tages, wenn diese Mode dahin zielt, die Form des Fußes zu verändern; denn der Fuß hat eine einheitliche und anerkannt vollkommene Form, der man sich nähern oder vielmehr, von der man sich nicht entfernen soll. Ein

spitzer Schuh ist hübsch, wenn die Spitze zu einem schmalen Fuße führt; wenn aber die Spitze sich plötzlich verbreitert, dann ist der Gegensatz nur umso unvortheilhafter. Doch wie immer der Fuß geformt sei, suche man nicht ihn unter dem Kleide oder unter dem Fauteuil zu verbergen. Denn eine sitzende Frau verliert alle Anmuth, wenn ihre Kniee hervorstehen, ihre Füße aber zurückweichen.



Die zwei Füßchen sollen familiär gekreuzt sich sehen lassen; dieses Zueinanderflechten verbirgt sie zur Genüge, wenn sie nicht vollkommen sind. In allen Fällen ist die Pose angenehm zu schauen.



Hübsche Füße haben es leicht, sich sehen zu lassen; die kurzen Kleider sind für sie gemacht. Allein, den Fuß zu sehen genügt dem Auge nicht, welches immer weiter schweift; der Fußknöchel muß schön gefügt sein und der Wadenansatz muß erscheinen . . . vor der Wade.

Wer sie zeigen will, meine Damen, setze sich lieber auf das Canapé, als auf einen Lehnstuhl; wenn Sie sich da in einfacher und natürlicher Weise zurücklehnen, werden Sie zufrieden sein — und der Andere auch.



Wenn man für den Fuß posirt, darf man nicht jene kleine, nervöse Bewegung vernachlässigen, welche der Wille dem Fuße gebietet und welche darin besteht, mit zusammengepressten Fußzehen sich auf die Fußspitze zu stellen, was auch die Fußbiege in schöner Wölbung sehen läßt.

Alle Welt weiß Dies, aber man vergißt es im gegebenen Augenblicke.

### Für alle Tage.

Unschuld und Schönheit findet man oft vereint, doch bleiben sie selten lange Freundinnen.

\*

Den Weg nach dem Jenseits findet man nur im — Finstern.

\*

Die Tugend der meisten Frauen gleicht einem Schiffe, früher oder später geräth es doch auf den Strand.

\*

Es gibt wenig Frauen, die auf ihren Gatten eifersüchtig sind, desto mehr auf ihren Liebhaber.

\*

Die Poesie der Frauen ist der Luxus, das Bestreiten desselben die Prosa der Männer.

\*

Die Ehe ist sehr oft das Grab der männlichen und die Wiege der weiblichen Freiheit.

\*

Mit ihren äußeren Vorzügen wird eine Frau, und wäre sie eine Göttin an Geist, nie die Bescheidene spielen.

\*

Das Herz mancher Frau ist ein Gegenstand, der nur durch Ratenzahlungen zu erwerben ist.

\*

Die meisten Frauen sind wie schlecht gehende Uhren: man kann sich nicht auf sie verlassen.

Gw—r.

## Ein Humoreskenstoff.

Humoreske von Ignaz Pauer.

Wie unangenehm es für einen Schriftsteller ist, wenn er keinen rechten Stoff für seine tintenkonsumirende Thätigkeit finden kann, davon weiß ich ein Lied zu singen.

Unzählige der besten Humoresken mußte ich bloß wegen des leidigen Stoffmangels ungeschrieben lassen. Das konnte aber nicht länger so fortgehen! Ich durfte der Nachwelt nicht meine „sämtlichen Werke“ vorenthalten.

Also vorwärts!

„Der Stoff liegt auf der Straße“, hat einmal Jemand gesagt; aber wer weiß, wer der Mann war oder welche Straße er gemeint hat? Gewiß nicht jene, welche ich eben durchwanderte, denn hier lag Alles, — nur kein Humoreskenstoff.

An der Ecke blieb ich stehen und blickte sinnend um mich. Wohin mich wenden? Von gegenüber grüßte ein anderer Eckensteher. Die lustige Dienstmannfarbe seiner Mütze zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich erkannte meinen alten Vertrauten, der sich schon in manchen meiner heimlichen und unheimlichen Angelegenheiten als sehr geschickt erwiesen hatte. Ein ahnungsvolles Lächeln umspielte seine Ohren, zu welchen sich seine Mundwinkel zurückgezogen hatten und wo sie an einem weiteren Vordringen gehindert waren. Trotzdem näherte ich mich vertrauensvoll, mein Stoff war gefunden! Eine Idee, wie sie wohl noch keiner meiner sterblichen und unsterblichen Kollegen gehabt haben mochte, war mir ohne mein Verschulden gekommen.

„Küß' d' Hand, Euer Gnaden!“ grüßte der Dienstmann in gewohnter Höflichkeit.

„n Morgen, Lorenz,“ quittirte ich die mir drohende Liebfosung, „kommen Sie 'mal mit in meine Wohnung, wir werden ein kleines Geschäft mitsammen machen.“

Der Alte küftete sein Käppchen, zum Zeichen, daß er nicht abgeneigt war, meiner Einladung zu entsprechen und folgte dann meinen verdienstverheißenden Spuren.

\*

Eine halbe Stunde später stand ich in den Kleidern des alten Lorenz als Dienstmann an der Straßenecke.

Anfangs fühlte ich mich ein wenig beengt, obwohl die Uniform meine persönliche Freiheit nicht im Geringsten beschränkte. Die Hosen waren mir wohl etwas zu lang, dafür aber ging mir der Rock bis an die Fersen und so glich sich die Sache vollständig aus. Um über die Ärmel nicht zu stolpern, hatte ich sie bis an die Ellenbogen zurückgeschlagen, was für eventuelle Kunden allerdings nicht sehr vertrauenerregend aussehen mochte. Die Kappe schützte mich in sehr ausgiebiger Weise vor den heißen Sonnenstrahlen, indem sie liebevoll meinen halben Rücken bedeckte. Ein imposanter Schmutzleck von unerklärlicher Herkunft an der rechten Brustseite vervollständigte mein gewinnendes Aeußere.

So gerüstet harrete ich der Ereignisse, welche mir den Stoff zu einer Humoreske bieten sollten. Für's Erste jedoch schien sich die Sache nicht besonders heiter anzulassen. Ich hatte die Aufmerksamkeit des dort posirten Wachmannes erregt, wel-

cher mich in höchst beunruhigender Weise ins Auge faßte. — Furchtlos schritt er mehrere Male dicht an mir vorbei, offenbar in der Absicht, eine ehrbare Annäherung zu versuchen. Nachdem ich aber keine Miene machte, seinen Intentionen entgegen zu kommen, schien er das Fruchtlöse seiner Bemühungen einzusehen und trat einen geordneten Rückzug an. Er hielt sich aber in angemessener Entfernung am Ende der menschenleeren Gasse.

Nun konnte ich erleichtert aufathmen und fand mich bald mit einiger Sicherheit in meine öffentliche Stellung. Diese war eine sehr „angesehene“ zu nennen, denn alle Vorübergehenden beehrten mich mit ihrer intensivsten Aufmerksamkeit, ja, einige Museföhne gingen so weit, mich umzuwenden und auch meine Rehrseite einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Die Sache schien ihnen Spaß zu machen, denn sie griffen viel auf meinem Rücken herum und dann entfernten sie sich unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen.

Ich war froh, die Friedensstörer los zu sein und diese waren kaum verschwunden, als ein junger Mann vor mir auftauchte, dessen übertriebene Eleganz den syrupspendenden Ladjüngling sofort zweifellos erkennen ließ. Die jedenfalls blauen Hände stakten in violetten Handschuhen. Die Rechte hielt ein umfangreiches duftiges Bouquet umschlossen, welches er mir mit steifer Grandezza überreichte.

Tief ergriffen von dieser unvermutheten Ovation, nahm ich die duftige Spende entgegen und wollte eben einige „gerührte“ Dankesworte stammeln, als mir der Wackere einen Brief unter die Nase hielt.

„Hochwolgebohren Freilein Polycarpina Gehdoni, Blaschegasse 4“ las ich die Adresse. Der Blumengruß war also nicht für mich bestimmt.

„Sie tragen das Bouquet auf diese Adresse,“ sagte der junge Mann, den ich auf einmal sehr hochnäsigt fand, „dort warten Sie auf Antwort und die hole ich mir in einer Stunde,“ damit wandte er mir den Rücken zu und ich ging meiner Wege.

Die Menschheit schien sich heute in freudigster Aufregung zu befinden; ich sah nur freundlich lächelnde Gesichter um mich und hinter meinem Rücken vernahm ich unterdrücktes Richern. Das war mir durchaus nicht angenehm und ich beeilte mich nach Möglichkeit, mein Ziel zu erreichen.

Endlich hatte ich die Blaschegasse gefunden und kletterte in dem mir bezeichneten Hause der mir vom Hausbesorger angegebenen Wohnung drei Treppen hoch entgegen.

Bescheiden pochte ich an die Pforte und im Geiste sah ich dieselbe schon sich öffnen, sah die holde Jungfrau Polycarpina Gehdoni vor mir stehen, sah, wie sie mit zartem Schamerröthen die Spende entgegennahm, die treue Liebe ihr gesandt, malte mir die reizende Verwirrung, in der sie mir den Dank an den Geber auftrug — ha, wie spannend wollte ich das Alles in meiner Erzählung schildern! Aus dem Namen des Fräuleins schloß ich auf eine Italienerin mit etwas dunklem Teint. Wie werden ihre ohne Zweifel schwarzen Augen aufleuchten in südlicher Gluth und ich glücklich Menschenkind werde diese keuschen Regungen jungfräulicher Liebe ungestört zu beobachten Gelegenheit haben! Ha, welche Lust, ein Dienstmann zu sein!

Mittlerweile hatte ich zum dritten Male vergebens geklopft und nun versuchte ich zu läuten. Der Glockenzug blieb mir aber in der Hand. Das sah nun zwar nicht sehr empfehlend aus, doch machte ich mir weiter keine Gedanken darüber und ohne jedes Vorurtheil begann ich die Thüre mit den Fäusten zu bearbeiten. Diese geräuschvolle Operation hatte endlich den gewünschten Erfolg. Schlürfende Schritte näherten sich und hielten an der Thüre.

„Was giebt's denn? wer sein's denn, was wohlens denn?“ ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen. Die Aussprache klang fremdartig, ich hatte mich also nicht getäuscht. „Bitte aufzumachen, ich bin ein Dienstmann und habe etwas abzugeben.“

„So, ein Dienstmann sein's, na, dann ist's ja gut!“

Offenbar machte Fräulein Gehdoni noch ein wenig Toilette, um mich würdig zu empfangen. Endlich begann einiger Rumor an der Thüre. Der Schlüssel wurde umgedreht, eine Serie unschuldshühender Riegel zurückgeschoben und die Liebliche zeigte sich meinen jetzt nicht mehr entzückten Blicken. Ihr Teint war allerdings etwas angedunkelt, das stimmte mit meiner Voraussetzung, aber dieses Dunkel war kein angebornes, sondern hatte Ursachen, die nach Waschwasser schrieten. Aus diesem Grunde war auch das holde Schamerröthen, mit dem sie Brief und Bouquet empfang, nicht konstatirbar.

Sie hatte kaum einen Blick auf die Handschrift der Adresse geworfen und schon flogen mir die Blumen an den Kopf. Der Brief nahm denselben schmerzhaften Weg, begleitet von einem Gefühlsausbruche, welcher an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. „Lafen's Ihnen heimgeigen, Sie Karpf, so ein Bleedfin! Sag'ns den Heringtandler, er kann mich „Buckel kragen“ und wann er kummt, stehl' ich ihm die Stifletten hinaus, ham's g'hört, und jetzt schau'n's, daß 's weita kummen, Sie Lahmknödel über einand'!“

Ich folgte dieser Aufforderung mit einer den Umständen entsprechenden Beschleunigung und als ich mich umwandte, lachte das Fräulein, daß die Wände zitterten. Ohne mich mit Nachforschungen über die Gründe dieser plötzlichen und unvermittelten Heiterkeit abzumühen, eilte ich meinem Standplage zu. Auf dem Wege dahin verfolgte mich wieder das Gelächter der Passanten. Weiß der Teufel, was die Leute hatten!

Aber an meinem Auftraggeber wollte ich mich rächen! Man soll mich nicht ungestraft mit jener nützlichen und im gebackenen Zustande so schäßbaren Fischgattung in intime persönliche Beziehung gebracht haben!

Mein Plan war fertig.

Als die violetten Handschuhe wieder erschienen, schilderte ich mit dem ganzen Feuer meiner hohen schriftstellerischen Begabung die hinreißende Liebenswürdigkeit, mit welcher ich und meine Gabe seitens des Fräuleins mit dem italienischen Namen, dessen charakteristische Bedeutung mir jetzt erst klar war, empfangen wurden. Sie sei hoch entzückt gewesen, versicherte ich, und es würde sie sehr freuen, vielleicht heute Abends Gelegenheit zu haben, sich persönlich zu bedanken. Schließlich ließ ich noch ein kleines Souper in appetitregender Weise durchschimmern, was den liebeglühenden Jüngling ganz aus dem Häuschen zu bringen schien. Er war augenscheinlich kaum im Stande, sein

Glück zu fassen und in der Verwirrung drückte er mir freundlich lächelnd statt eines Silberguldens ein Vierkreuzerstück in die Hand, dann enteilte er beflügelten Schrittes.

\*

Raum hatten mich die violetten Handschuhe verlassen, als an der Straßenecke ein junges, hübsches Mädchen in Begleitung seiner Eltern auftauchte. In meiner gegenwärtigen Verfassung war dieses liebe Kind für mich ein wahres Schreckgespenst, denn mit Entsetzen erkannte ich meine Braut Wumbalinda, die Tochter des berühmten Chirurgen Doktor Schneidweg, aus dessen messergewandten Händen ich binnen Kurzem mein Lebensglück empfangen sollte. Wenn ich erkannt wurde, dann war's vorbei damit! Doktor Schneidweg würde sein Kind wohl nie einem Menschen anvertraut haben, der sich in Lebensgefahr begiebt, um vier Kreuzer zu verdienen . . .

Die Herrschaften sahen zum Glück nicht nach mir herüber und ich wandte mich zur Seite, um nicht erkannt zu werden. Da rasselte es mir entgegen: „He, Dienstmann!“

Ein schnurrbartdrehender Lieutenant stand vor mir. Er warf einen bekümmerten Blick auf meine abenteuerliche Gestalt, bevor er sich entschloß, mir sein Anliegen vorzutragen.

„Sehen Sie dort die Dame? — Gut. — Gehen Sie ihr nach und bringen Sie mir Namen und Adresse in die Kaserne.“

Ich konnte meine peinliche Ueberraschung ob dieser Zumuthung nicht verbergen.

„Namen und Adresse?“ rief ich entrüstet, „die könnte ich Ihnen genau sagen, denn die Dame ist meine Braut!“

Das imponirte ihm!

Mit allen Zeichen tiefen Respektes trat er einen Schritt zurück und grüßte artig lächelnd. „So? Ihre Braut? ach, dann verzeihen Sie, das konnte ich natürlich nicht wissen!“ Statt aller Antwort wandte ich ihm den Rücken, während sich der Offizier kopfschüttelnd entfernte. An der Ecke sah ich ihn dann eine Weile in eifriger Conversation mit dem Wachmanne, welcher inzwischen wieder am Horizonte aufgetaucht war. Die Beiden warfen höchst bedenkliche Blicke zu mir herüber und dann richtete sich das Organ der öffentlichen Sicherheit in meiner Nähe ein, um mich nicht mehr aus den Augen zu verlieren. Was das bedeutete, sollte ich nur zu bald erfahren . . .

In rasender Eile rasselte ein Gefährte um die Ecke, welches knapp vor meinem Standplatze Halt machte. Es war ein Sanitätswagen der freiwilligen Rettungs-Gesellschaft. Sollte etwa in dem Hause ein Unglück geschehen sein? Drei Herren entstiegen dem Wagen, denen sich der Wachmann anschloß. Die Gesellschaft wünschte offenbar eine Auskunft, denn die Herren traten dicht an mich heran.

„Womit kann ich dienen?“

„Das werden Sie gleich sehen, mein lieber Freund,“ sagte mit liebenswürdigem Lächeln der Älteste und — rips-raps — fühlte ich mich in kunstgerechter Weise an Händen und Füßen gefaßt, in den Wagen gehoben und fort ging es in saufendem Galopp.

Die Straßenecke war verwaist!

Ganz betäubt von diesem unerwarteten Ueberfall vermochte ich mich lange nicht zu fassen und ich hatte schwere

Mühe, bis es mir gelang, die Herren von ihrem Irrthume zu überzeugen.

„Aber wozu hängen Sie sich eine solche Tafel auf den Rücken?“

„Ich — Tafel — Rücken?“

„Nun sehen Sie doch!“

„Es wird ersucht diese Jungfrau nicht zu berühren!“ lautete die warnende Inschrift, welche mir die Studenten angehaftet hatten.

Man brachte mich nach Hause.

In meiner Wohnung angekommen, wo ich den alten Lorenz eingesperrt hatte, wartete meiner eine andere Ueberraschung. Der würdige Dienstmann war in des rechten Weges wohlbewußtem Drange über meine Weinflaschen gekommen und hatte dieselben ihrer Bestimmung zugeführt. Im tiefen Schlummer lag er auf dem Fußboden. Da er nicht zu ermuntern war, mußte ich ihn liegen lassen, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, was drei Tage dauerte, während welcher Zeit ich mich bemühte, in meinen Erlebnissen einen Humoreskenstoff zu finden.

## Aus dem Circus.

Apo-Strophen von Teo von Torn.

I.

### Auf dem Drahtseil.

In der Zeitung las ich kürzlich  
Einen technisch kühnen Plan —  
Auf die Jungfrau will man banen  
Eine große Drahtseilbahn.

Das Problem ist halb gelöst schon;  
Kommt und staunt das Wunder an.  
Vice versa eine Jungfrau  
Läuft auf steiler Drahtseilbahn.

Oder sollte mich der Liebreiz  
Jener — Jungfrau so verwirren,  
Daß ich mich — — in einem Punkte  
Dürfte — könnte — sollte irren . . . ?

II.

### Die Voltigeuse.

Miß Elena, Voltigeuse  
Ist die beste Springerin,  
Vom Panneau aus seht sie spielend  
Ueber dreizehn Pferde hin.

Warum mußte gerade diese  
Solche Gluth in mir entfachen, —  
Kann ich doch, ich armer Schlucker,  
Keine großen Sprünge machen.



## Die falsche Einfluth.

Von Armand Silvestre.

### I.

Seit kaum acht Tagen stand das leichte Schweizerhäuschen, von welchem sie so lange geträumt, fertig auf dem Rasen und man hätte glauben mögen, ein tüchtiger Windstoß würde genügen, um es hinwegzufegen. Nichtsdestoweniger nahmen wir Besitz von demselben und es war ihr lebhaftester Wunsch, daß wir da eine Nacht zusammen zubringen, wengleich der erste beste Mißthäter mit einem Faustschlage die Fensterscheiben hätte zertrümmern können, die noch nicht durch Läden geschützt waren. Man kann sich nicht vorstellen, wie sehr der Sinn für Hausbesitz selbst bei dem scheinbar leichtsinnigsten Weibe entwickelt ist.

Und doch war zwischen uns vereinbart worden, daß das Schweizerhäuschen nur ein Ruheort sein werde auf unseren langen Spaziergängen durch die Wälder, eine Art Jagd-Rendezvous auf der Jagd nach Blumen und Rüssen, die wir in der herbstlichen Natur machten. Es handelte sich jetzt darum, daß wir uns völlig da niederlassen, um das Abendroth und die Morgendämmerung zu sehen. Diese eingefleischte Pariserin hatte schrecklich ländliche Neigungen bekommen. Diese Feinschmeckerin hatte Hunger nach Schwarzbrot und Durst nach saurem Landwein. In ihrem Pariser Prunkbette, das im reinsten Style Louis XVI. gehalten war, hat oft ein Rosenblatt sie am Schlaf gehindert. Jetzt wollte sie auf einem schlechten, provisorischen Divan ruhen, mit unseren Kleidern als Decke, unter einem Dache, zwischen dessen schlechtgefügten Balken die ersten Strahlen der Morgensonne hereindrangen. Diese Kaprixe gab zu fortwährendem Gezänke zwischen uns Anlaß, weil mein praktischer Sinn sich dieser idyllischen Phantasie widersetzte. Nun ja, meinte sie, ich liebte sie jetzt nicht mehr so wie ehemals; ich müßte jetzt meine Bequemlichkeit haben, um neben ihr glücklich zu sein; ich würde bald eine Militärmusik brauchen, um mich zu erwärmen; und noch manche andere Dummheit, über die ich lachte und mich ärgerte zugleich, weil ich darin eine tatsächliche Vergeltung meines Eigensinnes erblickte.

Der ganze, herrliche Tag war verfloßen unter diesem Disput, in welchem ich nicht eine Spanne nachgegeben hatte. Die violetten Dünste, die seit dem Morgen am Horizonte geschwebt, verdichteten und verdunkelten sich jetzt und wurden gleichsam von schwarzem Rauche durchzogen. Sie ballten sich zu

drohendem Gewölk zusammen, das ein Westwind rasch emportrieb, der untergehenden Sonne entgegen, die es bald völlig einhüllte. Der scharfe Geruch des frisch gemähten Grases erfüllte die Luft; die Schwalben flogen scheu längs des Straßengrabens dahin. Die großen Bäume rauschten laut und kläglich; die Glocken der eben noch weidenden Kühe wurden aus immer größerer Ferne vernehmbar, denn die Hirten beeilten sich, ihre Heerden heimzutreiben. Ein erster Sturz warmen Regens legte uns ins Gesicht. Meine Freundin zog ihren leichten Shawl über den Kopf und verhüllte damit auch das vor ihrem Busen steckende Sträußlein von wilden Blumen, die wir auf dem Hügel gepflückt hatten.

Wir waren bis auf die Haut durchnäßt, als wir das Schweizerhäuschen erreichten. Ich war voll mütterlicher Sorgfalt für sie; aber sie machte sich lustig über mich. Der Regen werde andauern, sagte sie; wir könnten unmöglich nach der Stadt zurückkehren, wie sie es schon seit einer Woche wünschte.

Thatsache ist, daß ich mich fragte, wie wir die ziemlich ferne Station erreichen könnten, bei der wir angekommen waren und von welcher wir nach der Stadt zurückzukehren pflegten. Das leicht abschüssige Land hatte sich zum Bette eines reißenden Stromes von schmutzig-gelbem Wasser verwandelt, welches den Fuß der kleinen Steinbank bespülte, auf der wir saßen, und in schmalen Fäden sich unter der Thüre bis in die Zimmer ergoß. Der Himmel aber war dunkelgrau, wohin man auch blickte. Nicht die kleinste Lichtung winkte von den Bergen her. Es kam die Nacht und als der Wolkenbruch vorüber war, begann ein langsamer, monotoner, dichter Regen, einer jener Niederschläge, die vor vierundzwanzig Stunden nicht aufhören.

Während ich beklommen dreinschaute, betrachtete mich Fräulein Neptune triumphirend und glücklich darüber, die Elemente entfesselt zu haben.

— Sie siegen, Madame, sagte ich ihr verdrossen. Wir werden hier schlafen. Aber wenn Sie eine schlechte Nacht verbringen . . .

— Mit Ihnen, Liebster? Unmöglich!

Ohne auf dieses ironische Compliment zu achten, fuhr ich fort:

— . . . So haben Sie es nur sich selbst zuzuschreiben.

Und ich improvisirte ein Feldbett für Zwei auf dem Divan, dessen Franssen bereits naß waren, ein sehr hartes Bett, dessen neue Matratze in einer indiskreten Weise ätzte. Ich streckte mich zuerst auf dem Lager aus, nach der Wandseite, wie um es zu erproben und zu glätten. Und in der fast vollständigen Dunkelheit, in der wir uns befanden, sah ich nur die Toilette ihres Schattens, eine Silhouette, die sich kaum von dem Dämmerlichte des Fensters abhob, die Schuhe aufschnürend, das Haar in einem Knoten aufsteckend, die Röcke zu Boden gleiten lassend. Und sie klagte nicht, sie, die sonst nicht zu Bette gehen konnte, ohne vorher in allerlei verführerischen Stellungen eine halbe Stunde vor ihrem Vollspiegel zuzubringen.

Da ich fortfuhr zu schmollen, sagte sie, indem sie sich fröstelnd an meiner Seite ausstreckte:

— Ich muß gestehen, daß Sie das schmutzigste Vieh sind, das ich kenne.

Ich antwortete nicht und war unhöflich bis zu Ende, immerhin im Stillen bedauernd, diesen schönen Leib ohne Liebeskosungen zu lassen. Endlich verfiel ich in einen tiefen, wenn auch zeitweilig unterbrochenen Schlaf.

II.

Und da unsere Träume nichts Anderes sind, als die durch unseren Geist bewerkstelligte geheimnißvolle Uebertragung einer materiellen Wirklichkeit, und der plätschernde Regen fortfuhr, in meinen Ohren zu summen, während meine Augen geschlossen waren, träumte ich in allem Ernste, daß wir die Opfer einer neuen Sintfluth wären. Mit einer schier unbegreiflichen Macht der Eindrücke und der Wahnvorstellungen fühlte ich, wie das Schweizerhäuschen sich von seinen Grundfesten loslöste, erschüttert wurde wie ein Schiff, das vom Stapel gelassen wird, sanft auf einer Woge sich wiegte, und immer höher stieg mit der entfesselten Meeresfluth. Mir entging keine Einzelheit dieses Aufstieges zu Wasser nach dem Tode im Unendlichen. An dem ächzenden Streifen des geknickten Laubes erkannte ich genau den Augenblick, wo wir über die Wipfel der großen Bäume hinwegkamen, deren Schatten unsere Zärtlichkeiten begünstigt hatten. Noch ein kurzer Aufschwung und wir erreichten die Region der Wolken, die sich theilten, um uns hindurch ziehen zu lassen, und uns mit einem feuchten Staube durchdrangen, der feiner war, als das feinste Reismehl. Diese kaum wahrnehmbaren Diamanten hüllten jedes Haar meiner Freundin in einen hellen Schimmer.

Doch der Aufenthalt in den Wolken war noch nicht der Himmel. Das sahen wir, als wir auf unserer Fahrt durch die Lüfte in das Reich der Sterne gelangten, welche hoch über den Wolken, diesen Wasserbehältern schweben. Die Sterne wichen nicht von der Stelle, als das Wasser, das uns trug, ihre goldenen Füße bespülte. Rings um sie her verwandelte sich das Wasser in durchsichtigen Azur und sie schimmerten jetzt in noch höherem Glanze. Bloss einige Vörfearner, welche den Planeten Merkur bewohnten, hatten Angst. Venus aber, welche in ihre Wiege zurückzukehren wähnte, erhellte das ganze Firmament mit den Perlen ihres Lächelns und auf ihr Geheiß kamen zwei Sternlein und nisteten sich in den Augen meiner Freundin ein, daselbst ein mildes Feuer entzündend, wie ich ein solches bisher noch nicht gekannt hatte.

Doch der Aufenthalt unter den Sternen war noch nicht der Himmel. Dies wurde uns deutlich bewiesen, als wir auf den sanft wiegenden Fluthen immer höher steigend eine seraphische Musik und den Namen Jehovah unter Harfenklang verkünden und preisen hörten. Es war nicht daran zu zweifeln: wir zogen in das christliche Paradies ein, welches der professionelle Spiritualismus weit, weit jenseits der Sphäre des materiellen Sternenreiches verlegt. Wir sahen sehr deutlich den heiligen Joseph nach Tauben schießen, den heil. Antonius mit seinem Schwein auf der Suche nach Trüffeln, den heil. Crispin damit beschäftigt, eine große Schuhfabrik einzurichten u. s. w.

Doch das Paradies der Heiligen war noch nicht der Himmel. Warum wären wir sonst noch höher gestiegen, nach einer noch entfernteren Unendlichkeit, nach noch weniger zugänglichen Zenithen? Durch eine dufschwere Atmosphäre ge-

langen wir in eine so köstliche Luft, daß diese allein schon eine Liebeskosung ist. Ich fühle, wie mein ganzer Körper davon eingehüllt ist, wie meine Haut erbebt, mein ganzes Wesen durchdrungen wird. Und meine Rippen tranken ein nie gekanntes tödtlich-wonniges Gift, während meine Augen in einer erschreuten Mattigkeit sich schlossen. Wir hatten die Grenzen des Lebens und schier unersteigliche Höhen erreicht. Das Geräusch des immer höher steigenden Wassers war verstummt und wir vernahmen nichts mehr als eine himmlisch-süße Musik. Plötzlich erwachte ich, meine Lippen unter den Lippen meiner Freundin, in dem glühenden Kusse der Vergebung, in der Umschlingung der wiedererwachten Zärtlichkeiten, in der balsamischen Frische ihres Körpers und dem betäubenden Dufte ihrer Haare, die lose auf meine Stirne herabfielen.

Das war der Himmel.

**Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.**

Es giebt eine schöne Form der Verstellung: die Selbstüberwindung, — und eine schöne Form des Egoismus: die Liebe.

M. v. Ebner-Eschenbach.

\*

Wenn Liebe sich in Eifersucht verlor,  
So öffnet sie des Argus hundert Augen  
Und ist damit doch blinder als zuvor.

Italienisch.

\*

Bäder, Wein und Liebe zerstören unsern Leib,  
Und das Leben machen doch nur Bad, Wein und Weib.

Horaz.

\*

So in der Freundschaft als in der Liebe ist man häufig glücklicher durch die Sachen, die uns ein Geheimniß sind, als durch die, welche man weiß.

La Rochefoucauld.

\*

Sind es nicht zwei arge Diebe,  
Junger Lenz und junge Liebe?

H. Baumhauer.

\*

Die Liebe verräth sich immer, indem sie sucht, sich nicht zu verrathen.

Vie parisienne.

\*

Die Armuth und die Liebe lassen sich schwer verheimlichen.

Dänisches Sprichwort.

\*

Geld in des Armen Hand und Geduld in des Liebenden Seele  
Und das Wasser im Sieb eilet und fliehet davon.

Persisch.

\*

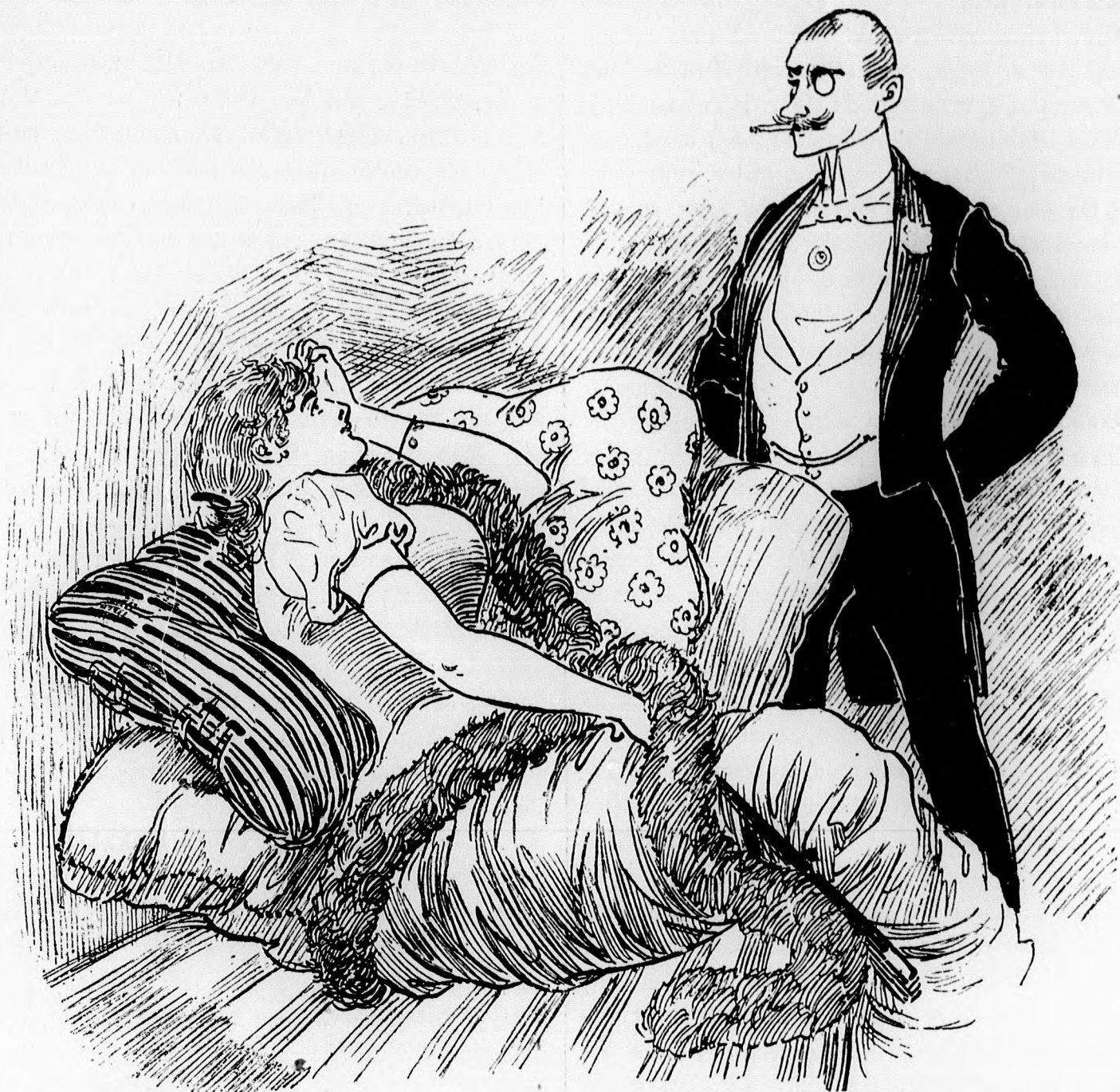
Die Liebe, sagt man, wäre blind;  
Ich will den Satz nicht ganz bestreiten;  
Doch wo die meisten Thaler sind,  
Sah sie recht gut zu allen Zeiten.

Schücking

\*

Kein Genuß ist kürzer als der Liebesrausch; kein Opfer ist fruchtbringender und nützlicher als die Verschmähung dieses Genußes.

P. Mantegazza.



## Die Naiven.

Von Catulle Mendès.

Die Gräfin. Ah, Sie sind's? Umso besser.

Kommen Sie her! Setzen Sie sich! Ich hatte das Bedürfnis, Sie zu sehen, Sie, meinen wahren, meinen einzigen Freund; ich mußte Sie sehen und Ihnen Alles sagen. Ich leide viel. Sie schauen mich an; ich habe rothe Augen, nicht wahr? Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht habe ich heiße Thränen geweint. Mir ist eine abscheuliche Sache widerfahren, eine Sache, die ich niemals für möglich gehalten hätte. Sie wissen, wie sehr ich den Grafen liebte. Mein Herz, meine Gedanken, mein Leben, mich ganz gab ich ihm, wie man Blumen vor einem Gözen austreut. Ach, der Göze hat die Blumen mit Füßen getreten. Mein Gatte betrügt mich; es ist schrecklich!

Der Baron. Sind Sie dessen sicher?

Die Gräfin. Wollen Sie die Briefe der Constance Chaput lesen?

Der Baron. Was? wegen der dicken Chaput? . . .

Die Gräfin. . . . vom Bouffes-Theater, ja. Wegen einer Dirne. Und nicht einmal hübsch, nicht wahr? Und blöd dazu. Wenn Sie ihre Briefe lesen würden! . . . Die Rechtschreibung einer Köchin. Sagen Sie mir die Wahrheit: bin

ich häßlich? bin ich dumm? Nein. Nun wohl: er zieht diese Kreatur mir vor. Ach, es ist schrecklich!

Der Baron. Jawohl, schrecklich! Aber ich beschwöre Sie: beruhigen Sie sich, seien Sie weniger nervös.

Die Gräfin. Ach, Das ist leicht zu sagen!

Der Baron. Ich werde Ihren Gatten aufsuchen und werde ihm das Abscheuliche seines Betragens vorhalten.

Die Gräfin. Ich verbiete Ihnen, ihn aufzusuchen. Seine Reue käme zu spät, denn mein Entschluß ist gefaßt.

Der Baron. Welcher Entschluß? Was wollen Sie thun? Ihn verlassen? Das ist unmöglich. Eine Dame Ihres Geschlechtes und Ihrer Gesellschaftskreise darf nicht den Skandal einer Scheidung hervorrufen.

Die Gräfin. Ich werde ihn nicht verlassen.

Der Baron. Was werden Sie denn thun?

Die Gräfin. Ich werde mich rächen.

Der Baron. Sie werden einen Liebhaber nehmen?

Die Gräfin. Ja.

Der Baron. Das glaube ich nicht. Träumen Sie? Sind Sie von Sinnen? Sind Sie, die Fromme und Reine, im Stande, sich bis zum Ehebruche zu erniedrigen? Mir werden Sie Dies nicht glauben machen.

Die Gräfin. Glauben Sie, was Sie wollen. Ich werde einen Liebhaber nehmen, da der Graf eine Geliebte hat.

Der Baron. Nein!

Die Gräfin. Ach, wirklich? Soll ich etwa zuhause bleiben, allein und verlassen, während er sich fern von mir vergnügt? Rechnen Sie nicht darauf; so viel Tugend besitze ich nicht. Machen Sie mich nicht besser, als ich bin. Fromm bin ich, das ist wahr; auch rein jetzt noch. Aber gestern verpflichtet nicht für morgen. Mein Freund! wir leben in einer Zeit und in einer Welt, wo die Reinheit und Ehrbarkeit der ersten Jugend rasch verblaffen. Frühlingschnee, der bald zerfließt. Ich bin eine Frau, die vielen anderen Frauen gleicht. Warum sollte ich nicht thun, was Jene thun? Warum sollte ich weinen, wenn Jene lachen?

Der Baron. Dieses Lachen entehrt sie.

Die Gräfin. Das ist ein starkes Wort! Wer spricht von Entehrung? Ein wenig Thorheit schließt viel Vorsicht nicht aus. Man erzählt seine Angelegenheiten nicht aller Welt. Kann man sich denn nicht verbergen? Und dann ist heutzutage der Skandal noch nicht gleichbedeutend mit der Schande. Die moderne Gesellschaft ist sehr mildherzig; selbst die meist kompromittirten Personen werden nicht in brutaler Weise verstoßen, wenn sie einen schönen Namen führen und großes Vermögen besitzen. Mein Ruf ist makellos, nicht wahr? Nun denn: ich war vorgestern mit Frau von Nuremonde im Gehölz und werde morgen bei Frau von Lurcy-Sévi speisen. Die Nachsicht, die man für Andere hat, wird man auch für mich haben.

Der Baron. Sie gehen in Ihrer Aufregung zu weit. Sie würden eine solche Nachsicht zurückweisen, denn Sie wissen sehr wohl, wie viel Verachtung darin enthalten ist. Man thut, als schwiege man; aber in Wirklichkeit flüstert man. Ach, es sind gar grausame Worte, welche die tugendlosen Frauen errathen, wenn sie sie nicht hören. Es gibt überraschte Bewegungen der Lippen, welche sie plötzlich erröthen machen und ihnen das Herz zusammenschnüren. Die Gesellschaft nimmt sie im Grunde nur auf, um sie umso härter zu strafen und scheint sie auch mit der Verzeihung freigebig, so behält sie Eines doch zurück: das ist ihre Achtung.

Die Gräfin. Thut nichts; sie sind dennoch glücklich.

Der Baron. Glücklich?

Die Gräfin. Ja.

Der Baron. Weil sie Liebhaber besitzen?

Die Gräfin. Ja.

Der Baron. Gräfin, haben Sie das Buch: „Die Zufälle im Kaminwinkel“ gelesen?

Die Gräfin. Ich weiß nicht; vielleicht.

Der Baron. In diesem Buche sagt die Marquise zu Celia: „Die Liebe verheißt mehr Glück als sie verschaffen kann, die Tugend verschafft dessen immer mehr, als sie verspricht.“

Die Gräfin. Ich wußte nicht, daß Ihr so strenge Moralisten seid, Sie und Crébillon.

Der Baron. Es handelt sich hier nicht bloß um Moral; es handelt sich um die wohlverstandenen Interessen Ihres Glückes. Jede verheirathete Frau, die aufhört ehrbar zu sein, weil sie liebt oder weil sie zu lieben glaubt, liefert sich in Wirklichkeit den bösesten Follern aus, und die strafbare Liebe ist eine der Pforten der Hölle hienieden. Glauben Sie,

der Mann höre auf, Mann zu sein, weil er Liebhaber ist und nicht Gatte? Was Sie in dem Gatten verabscheuen, glauben Sie es in dem Liebhaber nicht wiederzufinden? Eitler Wahn, Gräfin! Bei dem Einen wie bei dem Anderen — bei dem Liebhaber noch eher als bei dem Gatten, weil die Honigmonde des Ehebruchs kürzer sind als die der Ehe — kommt jene Gleichgiltigkeit, jenes Stillschweigen, jene Rohheit, jene Vernachlässigung vor, welche das Herz der Frau zur Verzweiflung bringen. Wenn Ihr Mann Sie betrogen hat für Constance Chaput vom Bouffes-Theater, so wird Ihr Liebhaber Sie betrügen für Rose Mousson vom Nouveautés-Theater. Und dann wird zu der Kränkung, betrogen worden zu sein, noch der Abscheu hinzukommen, selbst betrogen zu haben.

Die Gräfin. Aber die Frauen, die Sie so beklagenswerth finden, zeigen sich sehr vergnügt; sie lachen, sie triumphiren.

Der Baron. Sie sind zu solcher Heuchelei genöthigt und versuchen sich selbst zu belügen, wie sie Andere belügen. Warum? Weil das Glück die einzig mögliche Entschuldigung ihres Fehltrittes ist. Eine Frau, die seit einigen Wochen einen jungen, schönen, reichen und verständigen Liebhaber hatte, fragte ich eines Tages: „Sind Sie wenigstens glücklich?“ — „Ich muß es doch sein“ — erwiderte sie mir, in Thränen ausbrechend.

Die Gräfin. Sie lästern die Liebe! Ich gebe zu, daß die Mehrzahl der Männer, die man liebt, nicht mehr taugt, als die Mehrzahl der Männer, die man heirathet. Aber es gibt Ausnahmen, ich bin dessen sicher. Ja, es gibt gute, zärtliche, respektvolle, feurige Männer, die treu, hingebungsvoll, ewig zu lieben wissen und durch zärtliche Genüsse und eine glühende Anbetung Diejenigen, die ihnen nachgegeben, die Schmach ihres Falles vergessen lassen.

Der Baron. Sie glauben, daß es viele solcher Romanhelden gebe?

Die Gräfin. Ich glaube, daß es wenigstens — Einen gebe.

Der Baron. Und wer ist das, Gräfin?

Die Gräfin. Oh, Baron! Wollen Sie mich zwingen, es Ihnen zu sagen?

Der Baron. Gräfin! Gräfin! Ach, Félicienne! Sie machen mich wahnsinnig vor Freude. Ich falle Ihnen zu Füßen und flehe um Vergebung. Ja, es ist wahr, ich habe die Liebe gelästert; ich verdiene alle Bütigungen, weil ich das einzige Glück geleugnet habe, welches hienieden möglich ist! Aber wie konnte ich hoffen, daß Sie in anbetungswürdiger Huld sich zu mir herablassen werden . . .

Die Gräfin (für sich). Er wird sich doch wohl nicht einbilden, daß er mich gefoppt hat und daß ich nicht gemerkt hätte, wohin er seit einer Stunde mit seiner impertinenten Moral mich führen wollte?

Der Baron (für sich). Meint sie etwa, ich hätte einen Augenblick an die Kapuze des Grafen für die dicke Constance geglaubt und hätte nicht gesehen, wohin sie seit einer Stunde schon gelangen wollte?



### Demi-Monde-Sonette.

II.

Mizzi.

So lang sie mich am Narrenseil geführet,  
Und ich als Offenbarung hab' vernommen  
Ein jedes Wort aus ihrem Mund, dem frommen,  
Hat sie zu Fuß zu gehen sich gezieret.

D'rum hat ihr Opfermuth mich auch gerühret,  
Als sie mit mir einst einen Berg erklimmen,  
Wohin man nicht kam mit dem Wagen kommen,  
Und ich belohnte ihn, wie's sich gebühret.

Doch seit den Muth ich fand mich loszureißen  
Aus ihrem Arm, seit ich den Grund der heißen,  
Erlog'nen Liebeschwüre hab' gefunden ;

Seit ich das Band durchschnitt, das uns verbunden,  
Weil ich erfuhr, daß ihre Günst zu kaufen —  
Hat plötzlich sie die Kraft, mir nachzulaufen!

a | g  
a | i

### Galanterie.

Eine Plauderei von Tieck.

In böser Scherz ist diese barbarische Erfindung des Mittelalters, diese trügerische Falle, hinterlistigerweise erfunden von den einstigen Rittern und seltsam vervollkommenet durch ihre Nachfahren, um das Weib zu erniedrigen und zu nichte zu machen unter dem Vorwande, daß man es ehrt und erhebt! Dank dieser ebenso schlauen wie verwerflichen Täuschung sind wir dahin gelangt, das schöne Geschlecht unter Blumen einzuschläfern, ihm den Platz zu rauben, den es in der Sonne der Existenz besitzt, es zu einem Verhältniß absoluter Unterthänigkeit herabzudrücken, ihm die beständige Demüthigung unserer Ueberlegenheit und unseres Despotismus aufzubürden, ihm einzureden, die Schwäche und Bescheidenheit seien die schönsten Blumen seines Kranzes, der sicherste Schutz seines Einflusses und daß es nichts Besseres thun könne, als sich einspinnen und überhäufen zu lassen mit Rücksichten, Aufmerksamkeiten und trügerischen Schmeicheleien, die man ihm nur zu einem eigennütigen Zwecke darbringt, auf Kosten seiner Würde und seines Rechtes mitzureden in allen wesentlichen Dingen. Dieses feine und aufgeweckte Geschöpf, welches unter seiner gebrechlichen Hülle schlauer und widerstandsfähiger ist, als alle Himmelsstürmer vom andern Geschlechte; welches ohne zu zucken, ja scheinbar mit einer gewissen Befriedigung die blöden und stereotypen Fadaisen und Aufmerksamkeiten des erstbesten Rummels erträgt, der in 99 Fällen unter hundert weder geistreich noch erfinderisch, noch verführerisch ist, macht auf mich den Eindruck einer Katze, die sich von einem Dachsen hypnotisiren läßt. Es ist das nec plus ultra der Lächerlichkeit und Unwahrscheinlichkeit.

Es ist zu bemerken, daß Dasjenige, was man galant sein nennt, zumeist nichts Anderes ist, als eine Feigheit, welche unsere Laster unseren egoistischen und leichtfertigen Instinkten

erpressen, eine grobkörnige List, dazu bestimmt, den plumpen und gebieterischen Trieb zur Ausschweifung befriedigen zu helfen, welcher das charakteristische Merkmal des Mannes ist, ein Mittel, um unsere Einbildungskraft zu erhitzen und in unseren eigenen Augen den Gegenstand unserer ewigen Begierden zu erhöhen, ein greifbarer Beweis der geringen Herrschaft, die wir über uns selbst haben, und unseres demüthigenden Bedürfnisses nach den Frauen, während diese uns sehr wohl wissen können; — im Ganzen genommen die höchste Unschicklichkeit.

An der Stelle der Damen würde ich nicht „hineinfallen“ und würde die Galanterie zu allen Teufeln schicken. Ich würde mich fest auflehnen gegen die Idee, wie ein kleines Mädchen behandelt zu werden, welches man mit Zuckerwerk verführt und möchte unter keinen Umständen mich durch leere Schmeicheleien ausbeuten lassen, die seit langer Zeit Niemanden mehr zu täuschen vermögen und die unter dem Scheine des Respektes nichts Anderes sind, als der Ausdruck der vollkommensten Mißachtung.

Allein, die Frauen bilden sich ein, es sei dies eine ihren Reizen dargebrachte Huldigung und kümmern sich nicht um den Rest. Die Galanterie, aus der Emancipation der Frau hervorgegangen, erleichtert und verbreitet jene liebenswürdige Zerstreuung, welche die Moralisten, diese Freunde starker Ausdrücke, Ehebruch nennen. Darum will die lieblichere Hälfte des Menschengeschlechtes vor Allem emancipirt sein, selbst um den Preis, täglich, ja stündlich getäuscht zu werden.

\*

Es leidet keinen Zweifel, daß im Allgemeinen, wenn Ihr an eine hübsche Person ein fein gedrechseltes, mehr oder weniger bei den Haaren herbeigezogenes, selten aufrichtiges Compliment richtet, Ihr einen schmutzigen Hintergedanken habt und durch diese Platttheit ihre Huld zu ergattern hofft. Die hübsche Person weiß Dies; sie ist nicht im Mindesten im Irrthum über Eure Absichten; sie sieht sehr wohl, wohin Ihr gelangen wollt und dennoch geht sie auf den Leim und antwortet mit ihrem huldvollsten Lächeln; und gleichviel ob sie den Vorsatz gefaßt hat oder nicht hat, Euch die Hand zu reichen und in Eueren sträflichen Absichten zu ermuthigen: sie nimmt den Weihrauch, den Ihr ihr streuet, mit unverhohlenem Wohlgefallen auf; sie findet dieses Weihrauchstreuen natürlich und amüßant. Ist dies nicht die äußerste Ungeschicklichkeit von beiden Seiten?

Wenn Ihr — ohne innerlich große Lust dazu zu verspüren — herbei eilet, um das zu Boden gefallene Taschentuch oder den Fächer einer zerstreuten und geringschätzigen Schönheit aufzuheben, so geschieht es offenbar, um ihre Aufmerksamkeit auf Euch zu lenken, um dienstfertig zu scheinen, um Euch auszuzeichnen in der Menge ihrer Bewunderer. Und wenn sie, die nur die Hand auszustrecken brauchte, um selbst den Gegenstand zu erhaschen, der ihr entfallen, es zugibt, daß Ihr vor aller Welt Euch auf alle Vier niederwerfet und lächerlich machet, glaubt Ihr, dies geschehe aus einer anderen Ursache, als um mit einem Schlage ihre Macht und Eure Knechtschaft zu bethätigen, um vor allen Anwesenden zu konstatiren, daß Ihr ihr unterthäniger Knecht seid, daß sie mit

Euch machen kann, was sie will, und um sich einen Augenblick auf Eure Kosten zu erheitern? Der höchste Schwindel und ausgelassene Lüsterheit auf der einen, Mißbrauch der Kraft und schamlose Ausbeutung der fleischlichen Begierden von der anderen Seite. Und wie theuer werdet Ihr sie ihren vorübergehenden Triumph und ihre kalte Bosheit entgelten lassen, wenn Ihr jemals ihr Herr werdet!

Die Zivilisation ist doch eine schöne Sache!

Wenn Ihr einer zufällig allein stehenden Dame das Anerbieten macht, sie im Wagen nach Hause zu begleiten, so würdet Ihr wohl nicht schwören, daß Dies aus reiner Ergebenheit geschehe und daß Ihr nicht früher oder später einigen Nutzen daraus ziehen wollt: wie, dank diesem Alleinsein in ihrer Gunst vorwärts zu kommen, einen Rechtstitel auf ihre Liebenswürdigkeit zu erwerben und vielleicht gar . . . wer weiß? . . . Bei den Frauen gibt es so viele unvorhergesehene Zwischenfälle!

Wenn sie Euer Anerbieten annimmt, setzt sie sich übrigens bis zu einem gewissen Grade dem aus, daß Ihr unternehmend werdet und wäre es auch nur in Worten und in Anbetracht der unmeßbaren und lächerlichen Gefährlichkeit der Männer kann sie Euch in jedem Falle auf den Gedanken bringen, daß sie Euch einen Vorzug einräume und daß Ihr für sie nicht der Erstbeste seid. Sie weiß dies und geht darüber hinweg, weil sie in der Regel fest entschlossen ist, kühl auf Euren abthätlichen Eifer zu spekuliren und Euch ohne Skrupel in den Sack zu stecken. Es ist ein Wettkampf, werden Andern möglichst schnell und galant über's Ohr hauen werde.

Wenn Ihr dagegen sie zu Fuße bis zu ihrer Thüre begleitet, was die natürlichste und schicklichste Sache von der Welt ist, dann legt Euch die Pseudo-Galanterie die Pflicht auf, ihr den Arm zu bieten, welchen sie annehmen zu müssen glaubt, und Ihr nützet diese drollige Vertraulichkeit, die Euch im Grunde lästig ist, um den genannten Arm diskret zu drücken, ihn sachte an Euch zu ziehen, in verhüllten Worten Zärtlichkeiten zu sagen und Euch überhaupt ihr gegenüber wie der letzte Schlingel zu betragen, ohne daß sie die mindeste Mitschuld daran hätte und Ihr im Geringsten riskiren würdet, zurückgewiesen zu werden.

Und merket wohl: Wenn Euch in vorgeschrittener Nachtstunde unter solchen Umständen Jemand begegnet, dann seht Ihr aus wie Einer, der einen glücklichen Liebeshandel hat und Eure Begleiterin, die Ihr vielleicht zum ersten und zum letzten Male im Leben seht, wird für Eure Geliebte angesehen.

Wenn Ihr auf der Straße eine Euch bekannte Frau anspricht, — was Ihr lieber liebet — um ihr Eure Ergebenheit zu bezeigen und Fadaisen vorzubringen: seid Ihr ihr oft furchtbar lästig und langweilt Ihr sie fast immer.

Die Engländer haben als praktische Leute, die sich bei den Kleinigkeiten der Galanterie nicht aufhalten, im Prinzip festgestellt, daß man außerhalb des Hauses eine Person vom feindlichen Geschlechte nicht nur nicht ansprechen dürfe, sondern daß man selbst mit dem Grüßen warten müsse, bis sie dies durch ein Kopfnicken oder ein sonstiges Zeichen gestattet hat; sie wollen damit anzeigen, daß jede Frau, die allein ausgeht, ihre guten Gründe haben könne, nicht erkannt werden zu wol-

len und daß es überaus blöb und unanständig wäre, unter dem Vorwande der Liebenswürdigkeit sie zu ärgern oder in Verlegenheit zu bringen.

\*

Was man in der Salonsprache „den Damen den Hof machen“ nennt, ist ganz einfach: ihnen den gewissen Antrag stellen. Dahin gelangt man stets nach den mehrfach abgestuften Einleitungen, die in bösem Glauben vorgebracht und angenommen werden und die gleich beim ersten Worte das bestialisch genaue und bestimmte Ziel verrathen, das man vor Augen hat.

Wenn eine Frau sich den Hof machen läßt, das heißt wenn sie gestattet, daß man in verschleierte und in der sogenannten guten Gesellschaft üblichen Worten ihr häßliche Dinge jeder Art sage, welche klar wie der Tag bedeuten, daß man nach ihren Reizen verlange: dann weiß sie genau, was es am Ende gibt. Hat sie nun die Absicht, im psychologischen Moment sich aus dem Staube zu machen, dann ist sie eine lächerlich eitle, kühl berechnende und schamlose Person. Hat sie die Absicht nachzugeben: wozu dann alle die unschicklichen und abgeschmackten Kindereien, die Niemanden täuschen, ihrer Hingabe den Werth benehmen und ganz überflüssiger Weise den Klatsch der Gallerie herausfordern?

Unter uns: wäre es nicht besser, auf beiden Seiten offen und aufrichtig zu sein, sich nicht zu Erbärmlichkeiten zu erniedrigen, welche die kostbare Zeit vergeuden, und gleich am Anfang zu wissen, auf was man zählen kann?

Wären wir nicht verderbt bis ins innerste Mark und zivilisirt bis zur Ohnmacht, so würden wir solcher skandalöser Komödien nicht bedürfen. Wir würden einfach, natürlich und mit Ueberzeugung unsere Sache darlegen; wir würden artig und ohne Umschweife sagen was wir wünschen, und würde man uns antworten: Fertig! dann würden wir uns anderswohin wenden ohne Bedauern und ohne Murren. Wir würden dann wenigstens unsern Geist und unsere Sinne nicht gequält haben, um unsere guten Freunde auf unsere Kosten zu erheitern, die tugendhaften Leute zu ärgern und dem lieblichen Gegenstande unserer platonischen Huldigungen Stoff zum Lachen zu geben.

Was jenes unschuldige und einschläfernde Spiel betrifft, welches „Flirt“ heißt und aus Amerika importirt wurde, so ist es ein Zeitvertreib für Haremswächter und hysterische Weiber, man weiß nicht, ob mehr blöb oder mehr unmoralisch. Sich unablässig abmühen, ohne ans Ziel zu gelangen, ja dabei im Voraus zu wissen, daß man nicht ans Ziel gelangen werde: das ist ein undankbares und entnervendes Geschäft, das einem leiblich und geistig gesunden Menschen widerstreben muß. Diejenigen, die sich demselben hingeben, verkünden damit schamlos ihre — Unfähigkeit.

\*

Und nun gar die — oft werthvollen — Geschenke, welche die Männer den Frauen machen und welche diese sich gewöhnt haben, ohne jede Verlegenheit anzunehmen! Und vollends die alberne Unsitte, daß man für die Damen überall zahlt, damit sie nicht denbeutel aufzuthun haben! Glaubt man, daß dies etwas Anderes sei, denn eine geduldete Form der Prostitution, eine indirekte Art, sich aushalten zu lassen, kurz: die äußerste

von Wenzel



— Und was essen Sie vom Krebse am liebsten, mein Fräulein?

— . . . . .  
— O, die liebe Unschuld!

Unzartheit? . . . Die Hetären sind entrüstet darüber und die Hetären haben Recht. Worin besteht dann der Unterschied? Ich habe eine Dame der besten Kreise gekannt, die es so einzurichten wußte, daß sie an allen Parthieen ohne ihren Gatten theilnahm, damit man für sie bezahle und die sich in dieser Weise jahraus jahrein vergnügte, ohne einen Heller auszugeben.  
Gehen wir weiter!

### **Kleine Bosheiten.**

Von X.

Gibt sich Dir ein Weib zu eigen, — verlange nie zu wissen, was sie dabei — denkt.

\*

Die Jagd nach Liebesglück endet oft — im Sumpf.

\*

Dem Herzen mancher Frau steht nichts so nahe als — der Magen.

\*

Das schlimmste Gift für jede Frau ist die Langweile.

\*

Das Leitmotiv zur Ehe ist bei vielen Mädchen das Wort: Gnädige Frau.

\*

Es gibt Frauen, die über Alles Auskunft wissen, nur nicht über ihren Haushalt.

\*

Je häßlicher ein Weib, umso größer sind ihre Ansprüche an Liebe.

\*

In der Ehe finden Frauen selten,  
In der Schuld immer Befriedigung.

## Arabesken.

Von Teo von Torn.

### I.

Zur Zeit der Maien, als die Nachtigallen sangen und die Schwalben Nester bauten, hatte er sich sechs Bogen rosa Papier, einen Bleistift und einen Radirgummi gekauft; damit war er täglich hinausgegangen in den Wald, wo die Blätter der Bäume noch grün waren, wie seine Liebe. Und er dichtete drei, mitunter sogar vier Gedichte pro Tag. Von diesen mit Bleistift auf rosa Papier gedichteten Gedichten sandte er stets zwei an sie, die er kennen und lieben gelernt zur Zeit der Maien, und die er mit Rosenketten an sich fesseln wollte, — wenn die Nachtigallen zu singen aufgehört und die Schwalben heimwärts gezogen sind. Sie freute sich sehr über die Gedichte, denn auch ihre Liebe war noch grün, wie die Blätter der Bäume des Waldes. Herbstzeitlosen sind auch grün. Sie verwahrte die Gedichte stets da, wo ihr Busen am tiefsten ist. Das will aber nicht viel sagen. Die anderen zwei Gedichte sandte er stets an einen Redakteur, den er kennen und hassen gelernt zur Zeit der Maien und den er gerichtlich belangen wollte, wenn die Nachtigall zu singen aufgehört und die Schwalben heimwärts gezogen sind; — denn dieser freute sich nicht über die Gedichte, weil er ihnen nicht grün war, wie die Blätter der Bäume des Waldes. Der Redakteur war ein Filou. Er verwahrte die zwei Gedichte stets da, wo der Papierkorb am tiefsten ist. Und das will viel sagen.

Es kam eine Zeit, da die Nachtigall zu singen aufgehört, die Schwalben heimwärts gezogen sind und die Blätter der Bäume des Waldes sich gelb färben aus Aerger über die ewig grüne Liebe, so da in seinem Herzen erwacht war zur Zeit der Maien.

Armer Knabe!

Als er die Rosenkette wand, um sie an sich zu fesseln für's Leben, vermißte er eine Blume, die er gebrauchte — und die sie nicht hatte. Ihre Blume war vom Stengel gefallen.

### II.

?? — —

Sie sah ihn an, mit Augen so groß und fragend und dabei so ruhig-nachdenklich wie ein altkluges Kind, das vor einem jener Probleme steht, die sich in den Köpfen altkluger Mädchen zu malen pflegen, wenn sie fünfzehn Jahre alt sind und das unbestimmte Gefühl haben, als ob ihre Köckchen nunmehr ganz gut um eine Handbreit länger sein könnten.

Sie — ich meine Denise Lampart — war aber kein Kind. Nach den Händchen und den in schwarzen Seidenstrümpfen steckenden Miniaturefüßen darf man bei einer Dame von Welt, nicht einmal bei einer der halben, nicht auf das Alter schließen. Ich habe Händchen gesehen, die geradenweges aus Piliput importirt zu sein schienen; von den Füßchen weiß ich nicht viel zu sagen, weil ich mich bei ihnen nie lange aufgehalten habe.

Denise Lampart lag auf einer mit ponceaurothem Sammet drapirten Causeuse. — Armer Vicomte!

Er war ein Philosoph. Sein Grundsatz war, die Frauen albern und langweilig zu finden. Das ist jetzt Mode im jungen Paris. Und Vicomte Bressy war ein moderner Mann von

den schlanken Spitzen seiner Cheverot-Stiefel bis hinauf zu dem wohlgescheitelten Haupte.

Guy de Maupassant's Roman „L'inutile beauté“ lag auf seinen Knien. Er hatte vorgelesen und war durch jene stumme Frage unterbrochen worden gerade an einer Stelle, wo er selbst genöthigt war, aufzublicken, um sich zu überzeugen, ob Guy de Maupassant Recht hatte. —

„Je schöner eine Frau, desto alberner und langweiliger ist sie.“

Das Boudoir von Denise Lampart war mit jenem eigenartigen Dufte geschwängert, dem sich kein Mann längere Zeit aussetzen darf, wenn nicht die besten Grundsätze zum Teufel gehen sollen. Und Vicomte Bressy hatte Grundsätze. Er mußte sich schützen, das fühlte er. Den Roman bei Seite legend vertiefte er sich in das alberne Wogen der Chantilly-Spitzen, die jeden Athenzug markirten, dort, wo ihrer Discretion so viel Schönheit anvertraut war. Seine philosophischen Betrachtungen erstreckten sich schließlich auch auf die langweiligen Linien, welche, von den blonden Härchen unter dem erhobenen rechten Arme ausgehend, sich in eigenthümlich geschwungenen Konturen bis dahin verloren, wo etwas rosig durchschimmerte durch ein paar weitmaschige schwarze Seidenstrümpfe.

Denise Lampart mußte fühlen, wie albern und langweilig sie war, denn sie bat ihn, sich etwas entfernter von ihr auf einen Anti-Makassar zu setzen.

Vicomte Bressy erhob sich und knickte gehorsam auf dem niedrigen Sitze zusammen.

Ein unmerkliches Lächeln umspielte die schwellenden Lippen der schönen Frau; der Philosoph mochte sich etwas komisch ausnehmen mit den hochgezogenen Knien und dem ängstlichen Bestreben, auf dem schmalen Schemel Balance zu halten.

?? — —

Sie schien die stumme Frage nicht zu beachten. Sich bequem in die Kissen der Causeuse zurücklehnd, bat sie ihn nach einer Weile, ihre Stimme nur zu einem fast unterwürfigen Flüstern erhebend, eine Motte wegzufangen, die ihre Augen belästigte. Vicomte Bressy erhob sich, so graziös als es einem schlank und groß gewachsenen Manne überhaupt möglich ist, mit schmerzenden Knien von einem niedrigen Schemel aufzustehen.

Wiederum lächelte Denise. Dann folgte sie ruhig, mit großen Augen den hastigen Bewegungen des Philosophen, der einer Motte nachjagte, die sich zu nahe an das Licht ihrer Augen gewagt. Wer hatte sich an diesem Lichte die Flügel versengt — der Verfolger oder die Verfolgte?

Auch ein Philosoph kann außer Athem gerathen, wenn er einer Motte nachjagt, die einzufangen eine schöne Frau ihn gebeten. Vicomte Bressy war erhitzt und athemlos, als er zwischen den gespitzten Fingern Denise Lampart den kleinen zappelnden Gefangenen präsentirte, — aber er kühlte sich bald ab, als sie ihn bat, das arme kleine Thierchen hinaus auf die Straße zu tragen, — dabei aber auch Hut und Paletot nicht zu vergessen — — weil draußen ein empfindlich scharfer Wind wehe . . .

Vicomte Bressy nahm zu Hause seinen Guy de Maupassant zur Hand und corrigirte hinein:

„Je schöner eine Frau, desto alberner und langweiliger sind ihre Anbeter.“



Der Ehebruch

wird von einem ungalanten Franzosen folgendermaßen definiert:  
„Etwas, worin die Frauen den Männern meistens zuvor-  
kommen.“

A. T.

\*

Dichterheim.

Frau: Lieber Mann! schreibe doch rasch einige Ge-  
dichte, unser Fränzchen braucht eine neue Hose.

A. T.

\*

Kindermund.

Mama schilt die kleine Pili aus; es gibt Geschrei, Thrä-  
nen, Klagen. Endlich sagt die Kleine ungeduldig:

— Oh, mein Gott, wie unglücklich bin ich! wie Schade,  
daß Du Papa geheirathet hast!

\*

Eheleben.

Frau Nebbich unterhält sich mit einer Freundin, die  
sich über die Trägheit ihres Gatten sehr beklagt.

— Ach, Liebste, ein wahres Murrethier! Niemals steht  
er vor Mittag auf . . .

— Oh, mein Mann steht mit den Hühnern auf, erwi-  
dert Frau Nebbich; aber er kräht nicht . . .

\*

Vor Gericht.

Ein abgefeimter Gauner steht vor dem Schranken, des  
Diebstahls und Einbruchs angeklagt.

— Was ist Ihre Profession? fragt ihn der Präsident.

— Ich bin Vertrauensmann.

\*

Von der Straße.

Ein Herr ertappt einen Dieb dabei, wie er die Hand  
in die Tasche seines Rockes versenkt.

— Verzeihung, mein Herr! stammelt der Gauner, —  
Ihr Rock gleicht dermaßen dem meinigen, daß ich mein  
Schnupftuch zu suchen glaubte . . .

Vor der Abfahrt.

Fahr' wohl, mein Lieb, nun geht es fort,  
Der Blitzug harret nicht lange,  
Heut' lass' 'mal mir das letzte Wort  
Im schwülen Abschiedsdrange.

Du hast daheim den Kasten voll  
Der güld'nen Liebespfänder,  
Und dennoch war dies Jahr für mich  
Ein ganzer Schmerzenskalender!

Für Andre hattest Du Küsse wohl,  
Ich kamte nur Dein Krahen,  
Mir war's, als hätt' ein Verhältniß ich  
Mit hunderttausend Kafen.

Die Bähuchen zeigtest Du Anderen froh,  
Mich hast Du damit gebissen,  
Und gar zuletzt, — doch das brauchen die Leut'  
Am Bahnhof hier nicht zu wissen!

Jetzt lass' mich geh'n, der Schaffner will  
Das dritte Beiden geben;  
Es soll das Bünglörklein sein  
Für unser Liebesleben!

Und bist Du auch eine leichte Person,  
Wie alle Bekannten sagen,  
So hab' ich trotz Deiner Leichtigkeit  
Dich schwer genug ertragen!

Ignaz Pauer.



Oh, John!

Von Armand Silvestre.

I.

Ich hatte in aller Form das Coupé belagert, das ich allein  
einzunehmen gedachte. Nachdem ich die vier Winkel mit  
mir gehörenden Effekten angefüllt hatte, um glauben zu ma-  
chen, daß vier Reisende sich daselbst schon häuslich eingerichtet

hätten, bezog ich die Wache vor dem Wagenschlag, wie Einer, der seine Reisegefährten erwartet. Und, meiner Treu, es nahete die Abfahrts-Stunde und ich hatte alle Ursache, mit meiner kleinen Kriegskasse zufrieden zu sein. Das Coupé, welches dem meinigen voranging, trug eine Tafel mit der Aufschrift: „Reservirt“ und war ebenfalls leer. Beim letzten Glockenschlage sah ich eine zahlreiche Familie auf dieses Coupé zu eilen; sämtliche Mitglieder dieser Familie waren in Staubmäntel von gleicher Farbe gehüllt; es war eine Art Uniform, von Leuten jeden Geschlechtes und jeden Wuchses getragen. Es waren alte Herren, alte Damen und junge Fräulein, im Ganzen neun Personen, wenn ich einen bartlosen Burschen von etwa 25 Jahren dazu zähle, der einen riesigen Reisefack mit-schleppte. Es war unmöglich, in dem schmalen Kasten neun Personen unterzubringen. Der junge Bursche wurde daher von seiner Gesellschaft aufgefordert, sich anderswo, aber so nahe wie möglich, einzurichten. Und siehe! er zögerte nicht, in das Coupé zu klettern, das ich so gut vertheidigt hatte.

Man kann sich denken, daß ich ihn zu allen Teufeln schickte!

Alle diese Leute redeten ein abscheuliches Kauderwelsch. Welches wußte ich nicht, denn in fremden Sprachen bin ich nicht sonderlich bewandert. Außer dem Lateinischen und dem Griechischen kenne ich nur zwei Sprachen: die französische, die ich anbete, und die fremde, die ich verabscheue. Ich kann Spanisch von Russisch nicht unterscheiden. Ich verstopfe mir moralisch die Ohren und meide nach Möglichkeit jenes unerträgliche Geräusch, welches unverständene Worte verursachen.

Da aber die lästigen Nachbarn mir besonders unangenehm waren, weil sie ihren Sprößling mir aufhalsen, schloß ich daraus, daß es Deutsche seien und als ich die Länge ihrer Füße sah, fühlte ich mich in dieser Meinung bekräftigt.

— Wart' nur, Du sollst eine angenehme Reise haben, dachte ich mir im Stillen, nach meinem Reisegefährten hinüber blinzeln.

## II.

Und ich begann eine Serie von Prozeduren, die ihm unangenehm werden sollten. Ich versetzte ihn in einen Luftzug, aber er schien sich darin wohl zu fühlen. Dann schloß ich alle Fenster und brannte mir vor seiner Nase eine abscheuliche Zigarre an. Durch diese meine Unhöflichkeit fühlte er sich dazu ermächtigt, eine Pfeife anzuzünden, welche die Luft verpestete. Ich ersparte ihm nicht eine einzige Indiskretion meiner Verdauung, welche durch meinen Zorn unterbrochen und erschwert worden war. Er schien bombenfest zu sein. Ich wand mir einen Foulard um den Kopf, der mich abscheulich macht, um ihm einen unangenehmen Anblick zu bieten. Aber er betrachtete mich ohne Abscheu, mit einem gutmüthigen Lächeln.

Und ich fragte mich, wie ich ihm meinen Haß und meine Rachegefühle zum Ausdruck bringen sollte.

Vor Allem: unter welchem Titel gehörte er zu jener Gruppe, die sich seiner zu meinem Schaden entledigt hatte?

Ein wenig Beobachtung lehrte mich dies alsbald. Er war ohne Zweifel der Verlobte eines der Fräulein von jenseits der Scheidewand. Diese hatte ihn ohne Zweifel aus Bosheit verbannt oder hatte die Familie gefürchtet, daß er in irgend einem Tunnel einen allzu ausgiebigen Vorschub nehmen könnte. Wie ich zu dieser Entdeckung kam? Ganz einfach. Es war

sehr heiß in dieser schönen Augustnacht, die der Vollmond hell erleuchtete. Man schlief denn weder diesseits noch jenseits und da ich selbst die Fenster wieder hatte öffnen müssen, um nicht zu ersticken, entwickelte sich von einem Coupé zum andern eine Unterhaltung zwischen dem Verbannten und seinen Landsleuten. Es war ein Austausch von Redensarten in einem Idiom, von welchem ich nur hie und da ein Bruchstück erfassen konnte; immerhin gewann ich die Ueberzeugung, daß ich es mit zwei ehrlichen Verliebten zu thun habe. Denn der Junge schien mir unfähig ein schlechter Kerl zu sein und ich verachtete ihn nur umso mehr.

## III.

Doch bald wurden nicht bloß Worte ausgetauscht. Meine Nachbarn waren sämtlich mit Mundvorräthen ausgerüstet. Mein Reisegefährte hatte in seinem Sack einen Schinken, den er delikate zu zerlegen begann, um die Schnitten seinen Mitschuldigen hinüberzureichen, indem er sich in der der Fahrt entgegengesetzten Richtung zum Fenster hinausbeugte, während der Zug mit vollem Dampfe dahinvollte, dicke Rauchwolken zurücklassend, die zu beiden Seiten der Bahn über dem Rasen hinwegfegten. Er selbst legte sich sehr hübsche Schnitten bei, so daß er schon einen tüchtigen Durst hatte, als eine kleine Hand, in der Fahrtrichtung ausgestreckt, ihm ein Glas darreichte, das mit einer goldig schimmernden Flüssigkeit halb gefüllt war. Hatte die Spenderin zuerst davon getrunken und hatte sie dem Gegenstande ihrer Barmherzigkeit hievon Mittheilung gemacht? Ich weiß es nicht; Thatsache ist, daß der Jüngling mit einer Ehrfurcht, die ich komisch fand, das Trinkglas an einer Stelle küßte, wo ein leichter Hauch den Rand desselben trübte. Ich hätte Dies reizend gefunden bei Verliebten meines Stammes und ich selbst hätte hundertfache Wonnen empfunden bei einem solchen Kinderspiel. Aber bei Teutonen fand ich es widerlich. Diesesmal war ich sicher, mich nicht getäuscht zu haben und ich bewunderte meine eigene Untrüglichkeit in der Diagnose, was meine Reisegefährten betraf. Die Sprache der Leute errathen, ohne ein Wort von ihrem Idiom zu verstehen; das Geheimniß einer Pantomime durchdringen, welches Andere nur bei der Musik der Worte verstehen: das ist doch eine große Leistung! Und der Herr Minister für öffentlichen Unterricht, dieser große Anhänger des Studiums lebender Sprachen, will die Unwissenden meines Schlages dieser großartigen Uebung, dieser wunderbaren Geistes-Gymnastik berauben. Die todtten Sprachen will ich mir gefallen lassen; ich lerne sie, weil ich sicher bin, daß man sie nicht spricht. Aber wenn die gütige Vorsehung Einen mit einem köstlichen Toulousaner Akzent erschaffen hat, zu riskiren, daß man denselben wieder verliere, indem man sich in widerndtürlichen Aussprachen übt: das wäre eine Thorheit und ein Verbrechen! Und man sieht ja, daß dies nicht nothwendig ist, um sich unter verschiedenen Völkern zu verständigen, da ich in den Dingen, die mich interessirten, so gut Bescheid wußte, als hätte ich mein ganzes Leben lang nichts als Deutsch gekonnt.

## IV.

Oh, über die trübseligen Verliebten, deren Wiege weder an den Ufern der Seine, noch in den grünen Gefilden an der Garonne gestanden! Mit Wurstzeug vollgestopft und erfrischt

### Der erste Schritt.



— Nur Muth, liebe Gnädige! Unter dem Wasser gibt's keine reißenden Thiere . . .

### Ständchen im Wasser.



„Laß' mich in Dein holdes Auge schau'n! . . .“

durch ein halbes Glas Cognac dachte mein Kömml an nichts Anderes als an das blöde Wohlbehagen des Schlafens. Anstatt thranenden Auges einen Stern zu betrachten und zu denken, daß in diesem Augenblicke andere Augen vielleicht derselben Richtung folgen und im Azur den seinigen begegnen, wandte dieser plumpe Jüngling, dieser poesielose Verlobte, einen Polster nach der kühleren Lederseite um, improvisirte sich in dieser Weise eine Matratze, streckte sich in aller Länge aus und begann sofort zu schnarchen wie eine Charfreitags-Matratze.

Und ich sagte mir entrüstet:

— So hat auch der Bengel Faust in sternenhellen Nächten sich an dem Andenken Gretchens berauscht, das er schnarchend heraufbeschwor! Ich hatte keinen Schinken gegessen und auch keinen Cognac gekostet. Dagegen hatte ich vor meiner Abreise einige Gläser guten, hellen Bieres in meinem leiblichen Keller wohlverwahrt, wo es jetzt zu gähren begann.

— Es wäre hohe Zeit, sagte ich mir, das Fäßchen in Flaschen abzuziehen, und zwar zum Fenster hinaus, da keine Station winkt, um mir für diese Operation ihr Entrepot anzubieten.

Und da mein Reisegefärthe schlief, trat ich entschlossen zum Fenster, wie jeder Andere an meiner Stelle gethan haben würde, und schickte mich an, mein Fäßchen anzuzapfen. Allein, ich hatte ohne die schnelle Bewegung des Zuges gerechnet, durch welche die Spenden dieser Gattung an die Adresse des nächsten Coupéfensters befördert wurden. Kaum hatte ich den Zapfen in Funktion gesetzt, als im Nachbar-Coupé lautes Geschrei vernehmbar wurde. Die zukünftige Familie meines schläfrigen Reisegefärthen glaubte, eine neue Sintfluth sei gekommen und empfahl ihre Seele dem Herrn. Und eine vorwurfsvolle Stimme, eine sanfte und zugleich herbe Stimme, diejenige der Verlobten des Schnarchers, murmelte mit einer Entrüstung, in welche die tiefste Zärtlichkeit sich mengte:

— Oh, John!

— John!

Das war für mich ein Lichtblick. Nicht jenseits des Rheins, sondern jenseits des Narmekkanals ist der Name John zuhause. Derjenige, den ich für einen Deutschen gehalten, war nur ein Engländer!

Und ob dieses schweren Mißgriffes machte ich mir heftige Vorwürfe. Und weil ich dachte, meine Unschuldigkeit könnte dem unschuldigen Insulaner eine ungerechte Beschuldigung zuziehen und vielleicht gar das Eheprojekt dieses Unglücklichen zum Scheitern bringen, neigte ich mich zum Fenster hinaus in der ganzen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, die mich auszeichnen und rief aus Leibeskräften:

— Ich bin's, Miß!

Aber die kleine, süße Stimme wiederholte nur:

— Oh, John!

Und die tiefen Stimmen der Uebrigen fügten hinzu:

— Shoking! Shoking!

### Lesefrüchte aus der Weltliteratur.

Geh'n sie durch ein tiefes Wasser,  
Wahend schier bis an die Kniee,  
Heben sie die Kleider nie;  
Aber geh'n sie durch ein seichtes,  
Heben sie sie ohne Scheu  
Viel zu hoch und viel zu frei.

Chinesisches Volkslied.

\*

Sie sprach: es kräht der Hahn!  
Er sprach: noch ist es Nacht,  
Der Tag noch nicht erwacht.

Steh' auf, sprach sie, und schau!  
Der Tag ist nicht mehr fern,  
Schon kommt der Morgenstern!

Die Scheidestund' ist da,  
Das Scheiden thut jetzt noth;  
Doch schieß den Hahn mir todt!

Chinesisches Volkslied.

\*

Liebe ist ein Ding, nicht abzuweisen, wenn es kommt,  
und nicht aufzuhalten, wenn es geht. Sie muß ein mit Frei-  
heit geschlossener, mit Freuden aufrecht erhaltener Freudenbund  
der Herzen sein.

Gamerling (Aspasia).

\*

So steht's im Buch der Frauenliebe:  
Sie fordern stets platonische Triebe;  
Doch wollten sie gehorsam sein,  
Die Frauen würden's — nie verzeih'n.

Dst. Blumenthal.

\*

Deine Augen — blaue Lotus,  
Deine Zähne aus Jasmin,  
Wie die herrlichste Nymphäe  
Seh' ich Dein Gesichtchen glüh'n.

Aus den Blättern zarter Pflanzen  
Muß Dein Leib gebildet sein,  
Ach, wie kam es, daß der Schöpfer  
Nur Dein Herz geformt aus Stein?

Indisch.

\*

Das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die  
Weiber.

Seine (Memoiren).

\*

Man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man  
sie für Mieten hält.

Börne.

\*

Weibliche Eifersucht wird immer einige Tage älter als  
weibliche Liebe.

Jean Paul.

## Der Wolkenbruch.

Erzählung von Mat. F. Tausch.

I.

„Ja, meine Herren,“ sprach der Polizeirevisor Ambrosius  
Huckebein zu den Stammgästen im „goldenen Anker“,  
„seitdem ich hierorts den Sicherheitsdienst überwache, herrscht  
eine musterhafte Ordnung in der Stadt. Die gefährlichsten  
Langfinger sitzen hinter Schloß und Riegel und mit der öffent-  
lichen Sittlichkeit ist es auf das Beste bestellt. Man duldet  
zwar noch zwei oder drei Freudenhäuser, doch geschieht dies  
nur aus Rücksicht auf die hiesige Garnison. Die Pflastertreter,  
die früher aus der Residenz herüber kamen, um hier galanten  
Abenteuern nachzugehen, würden sich jetzt enttäuscht sehen, denn  
meine Organe haben scharfe Augen und wissen, daß der Re-  
visor Huckebein in diesen Dingen keinen Spaß versteht!“

„Greifern Sie sich doch nicht, Herr Revisor!“ unterbrach  
hier der joviale Postmeister Siegel den Leiter der Polizei.  
„Man weiß ja recht gut, daß Sie selbst auch manchmal Ihren  
Hasen laufen lassen und für einige der koketten Dämchen zärt-  
liche Sympathieen hegen. Wozu dann diese unzeitige Strenge?“

„Ich will Ihre Bemerkung nicht als Beleidigung auf-  
fassen, Herr Postmeister,“ entgegnete Huckebein gereizt, „doch

finde ich dieselbe durchaus nicht am Plage. Mein glückliches  
Familienleben schützt mich hinreichend vor derartigen Verirrun-  
gen und Sie könnten sich wahrlich an meiner Lebensführung  
ein Beispiel nehmen!“

„Lassen Sie diese Reden, meine Herren!“ sprach jetzt  
einer der Stammgäste vermittelnd. „Das führt nur zu un-  
lieblichen Auseinandersetzungen und Aergerniß erregendem  
Klatsch. Lassen Sie uns lieber eine Tarokparthie machen!“

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung; die schmucke  
Kellnerin brachte die Karten herbei und die Spielenden rückten  
näher zusammen.

„Sogar der Aufenthalt im Gasthause wird Einem schon  
verleidet,“ brummte Huckebein verdrießlich und leerte sein Glas.

„Sie spielen doch mit, Herr Revisor?“ fragte der Wirth  
zuvorkommend.

„Heute nicht,“ entgegnete dieser und schritt zur Thüre.  
„Mein Dienst läßt es nicht zu. — Gute Nacht!“

„Er ist und bleibt ein alter Sünder und Heuchler!“  
sagte der Postmeister und begann die Kartenblätter zu mischen.

## II.

Der Gemeindeauschuß zu S. hatte auf die Herstellung  
der Parkanlagen eine besondere Sorgfalt verwendet. Zur Ehre  
der würdigen Stadtväter sei anerkannt, daß die Anlagen that-  
sächlich einen wohlthunenden Eindruck machten.

Die Zahl der unehelichen Geburten hatte sich zwar in  
den letzten zwei Jahren bedeutend vermehrt, denn die verschwie-  
genen Laubgänge boten manch' günstige Gelegenheit zu gehei-  
men Begegnungen; doch daran war die Gemeinde gewiß  
nicht schuld.

In der Mitte des Parkes lag in einer Senkung ein  
kleiner, künstlicher Teich, der mittelst eines Kanals mit einigen  
höher gelegenen Weihern des Ortes Bülan verbunden war.

In unmittelbarer Nähe des Teiches befand sich ein ele-  
ganter, geräumiger Pavillon, woselbst während der Sommer-  
monate erfrischende Getränke verkauft wurden. Fräulein Rosa,  
ein hübsches und sittsames Mädchen, besorgte in dieser Saison  
den Verschleiß der Erfrischungen.

Es war zehn Uhr Abends. Der Himmel hatte sich um-  
wölkt und einzelne Regentropfen fielen zur Erde.

In einer Seitenallee schritt ein stattlicher Herr langsam  
auf und nieder. Er schien Jemanden zu erwarten und blickte  
öfter nach der jenseitigen Häuserreihe hinüber.

Aus dem Dunkel eines Hausthores huschte jetzt eine ver-  
hüllte, weibliche Gestalt. Einige Augenblicke sah sie sich besorgt  
nach allen Seiten um, dann eilte sie in den Park.

Der einsame Spaziergänger trat ihr entgegen.

„Es ist recht freundlich von Ihnen, daß Sie kommen,  
mein Kind!“ sagte er wohlwollend und legte seinen Arm um  
ihre schlanke Taille.

„Ich mußte warten, bis meine Tante zu Bette ging,“  
entgegnete leise eine wohlklingende Stimme. — „Es ist doch  
Niemand im Parke?“

„Aengstigen Sie sich nicht, meine Theuerste!“ sprach ihr  
Begleiter beruhigend. „Bei diesem Wetter wird uns Niemand  
stören. Nur Muth!“

Arm in Arm schritt das Pärchen zum Teiche hinunter.

„Deffnen Sie schnell!“ sagte der Herr, indem sie vor der Eingangsthüre des Pavillons stehen blieben. „Der Regen wird mit jeder Minute stärker und wir werden sonst bis auf die Haut durchnäßt.“

Das junge Mädchen zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sperrte geschickt das Vorhängschloß auf. Dann traten die Beiden in das Innere des Pavillons.

Hinter dem Gebüsch tauchte plötzlich ein blitzender Helm auf. Ein Schutzmann näherte sich vorsichtig dem Pavillon und schloß mittelst eines kleinen Holzstückes geräuschlos die Thüre von außen.

„So,“ sprach er befriedigt, „jetzt habe ich die Vögel im Käfig und der Herr Revisor wird gewiß meine Wachsamkeit loben. Der Fall wird Aufsehen erregen!“

Mit raschen Schritten verließ der Schutzmann die Parkanlagen.

III.

Im „goldenen Anker“ wurde die sechste Tarokparthie gespielt. Der Postmeister Siegel hatte heute Glück, denn bereits viermal hatte er gewonnen.

Draußen rauschte der Regen in vollen Strömen hernieder, ein Grund mehr für die Gäste, um noch ein Stündchen gemüthlich beisammen zu bleiben.

Plötzlich ertönte draußen schmetternd das Alarmsignal der Feuerwehr. Die Anwesenden fuhren erschreckt von ihren Sigen empor und drängten sich dann neugierig in den Hausflur.

„Was ist's? — Wo brennt es?“ riefen mehrere Stimmen durcheinander.

„In Bülan ist ein sehr heftiger Wolkenbruch niedergegangen,“ berichtete der Kommandant der freiwilligen Feuerwehr, der eben in voller Rüstung zum Hausthor hereintrat, während sich draußen die Mannschaft rangirte. „In Folge des vermehrten Wasserzuflusses ist der Stadtteich ausgetreten. Die untere Michaelsgasse ist bereits überschwemmt. Wir werden eine schwere Arbeit haben!“

Er theilte die Mannschaft in mehrere Abtheilungen und befehligte dieselben zum Abmarsch.

Die dumpfen Töne der Sturmglocke brachten alsbald alle Bewohner auf die Beine.

Eine dichte Menschenmenge umstand den Teich und beobachtete mit ängstlicher Spannung das rapide Steigen des Wassers. Mit donnerähnlichem Getöse brachen die schlammigen Fluthen aus dem Verbindungskanal hervor und überschwemmten die ganze Niederung.

Die Polizeiwache war vollzählig auf ihren Posten und sorgte für die Aufrethaltung der Ordnung. Eine Bereitschaftsabtheilung der Garnison kam im Sturmschritt herbei.

Die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke größer; das Wasser reichte schon bis zur halben Höhe des Pavillons.

„Mir war's, als ob ich Hilferufe hörte!“ wandte sich der Postmeister an die Umstehenden. — Horch! Jetzt wieder!“

Und wirklich vernahm man die Töne menschlicher Stimmen, welche aus dem Innern des Pavillons zu kommen schienen. Dann folgte ein heftiges Pochen, wie wenn man mit einem harten Gegenstande die leichten Holzwände bearbeite.

„Es befindet sich Jemand im Pavillon!“ rief der Obmann der Feuerwehr. „Menschenleben sind in Gefahr! Vier Mann vor!“

Einige kühne Männer sprangen sogleich in das kalte Wasser, welches ihnen bis an die Brust geht. Mit Anstrengung gelingt es ihnen, zu dem gefährdeten Objecte zu gelangen. Mit kräftigen Beilieben sprengen sie die Thüre.

Am Ufer sammeln sich die Fackelträger und leuchten den unerschrockenen Kameraden bei ihrem Rettungswerke.

Jetzt kehren die Braven zurück. Zwei derselben tragen die Geretteten auf den Schultern. Die Menge bricht in hundertstimmige Beifallsrufe aus und viele Arme strecken sich den Rettern entgegen.

Der erste Mann steigt mühsam aus dem Wasser und setzt die gerettete Gestalt zu Boden.

„Rosa! Mamsell Rosa!“ rufen einige Zuschauer erstaunt und ein dichter Kreis schließt sich um die halb Bewußtlose. „Wie kamen Sie in diese gefährliche Lage?“

Doch die neugierigen Fragen blieben unbeantwortet und man schaffte das arme Mädchen schleunig nach Hause.

Die allgemeine Verwunderung erreicht ihren Höhepunkt, als der zweite Feuerwehrmann seine Bürde am Ufer absetzt.

„Huckebein! Der Polizeirevisor Huckebein!“ geht es von Mund zu Munde. „Der brave Herr wäre beinahe ertrunken! — Es lebe unsere tüchtige Feuerwehr! — Hoch!“

Die Bekannten des Revisors nehmen den arg Verlegenen in die Mitte und führen ihn vorläufig in den „goldenen Anker“.

„Nichts für ungut, Herr Polizeirevisor,“ spricht der Postmeister unterwegs, „aber diesmal ist Ihr Hase wirklich sehr schlecht gelaufen!“

Um Mitternacht war die Gefahr beseitigt und die ehrsamten Bürger der Stadt konnten unbesorgt zur Ruhe gehen.

Vierzehn Tage nach diesem Vorfalle wurde der sittenstrenge Polizei-Revisor Ambrosius Huckebein auf einen andern Dienstposten versetzt.

Der Liebe Genuß.

Von Ludwig Goldoni.

Woran der Sehnsucht Wünsche hangen  
Und stiller Stunden brütend Verlangen,  
Was des Tages Träume schildern  
Und die nächtlichen nicht mildern,  
Unzähliger Lieder glühend Begehren,  
Wogegen umsonst sich die Geister wehren,  
Was den Sklaven hebt zum Throne,  
Was der Liebe Gipfel und Krone:

Ist auch der Liebe tiefster Fall,  
Ist ihres Endes Widerhall!  
Ist der Wollust Wünschen und Wagen,  
Ist der Keuschheit Bürgen und Bagen!  
Ach, der Liebe Leben und Sterben,  
Der Liebe Lust und der Liebe Verderben,  
Der Freuden Beginn und der Freuden Beschluß:  
Das, o Freund, ist der Liebe Genuß.

(7)

## G o s s e n b l u m e .

Roman von Emile Blain.

Indest Du nicht, daß eine schöne Wohnung ein schönes Mädchen noch schöner macht?

— Ein wenig . . .

— Viel . . . Es ist wie ein schön eingerahmtes Bild.

Du bist jetzt 20,000 Francs mehr werth, Liebste.

— Ah! nun wohl, abgemacht, 20,000 Francs mehr, die ich auf Ihre Rechnung stelle. Sonst . . .

— Sonst?

— Wird das schön eingerahmte Bild sich nicht beleben.

— Mäucherin! Beim Essen kommt Dir erst der rechte Appetit.

— Warum nicht?

— Thatsache ist, daß Du mit Deinen hübschen, scharfen Zähnen noch so manchen Anbeter verzehren wirst.

— Kann schon sein.

— Oh Dämon! Du wagst mir Das zu sagen?

— Wer weiß, was die Zukunft mir vorbehält?

— Reden wir nicht davon; laß Dich lieber umarmen!

Sie ließ ihn lachend gewähren und entzündete so ihren alten Liebhaber; durch ihre Liebesungen wollte sie ihn den seltsamen Abgang Jacobs vergessen machen. Dies war übrigens unnötig, denn Herr Durand dachte nicht mehr an die Sache.

— In der That darfst Du — sagte er nach einer Weile — wenn nicht auf 20,000, so doch auf 12,000 Francs jährlich mehr rechnen.

— Wirklich?

— Ich hab's gesagt.

— Und ich hab's angenommen.

— Diese plötzliche Erhöhung überrascht Dich nicht?

— Meiner Treu, nein; das Geld ist mir stets willkommen, woher immer es auch kommen mag.

— Hebe, die Pariser Luft macht Dich praktisch. In Rennes warst Du nicht so. Ich kann mich nicht erinnern, Dich dort von Geld reden gehört zu haben.

— In Rennes hatte ich es nicht nötig. Wozu hätte es mir auch gedient? Höchstens hätte die Patronin es mir weggenommen. Doch reden wir nicht von Rennes.

— Du hast Recht! Dank meiner Fürsorge ist diese Vergangenheit weit hinter uns. Ich will Dich mit jedem Tage glücklicher sehen, denn ich bete Dich an und werde nicht zugeben, daß Du an etwas Mangel leidest. Wie gesagt: ich will Deine Bezüge erhöhen.

— Um tausend Franken monatlich.

— Ja; und weißt Du, warum? Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß ich bei den nächsten Deputirtenwahlen als Kandidat auftreten wolle?

— Du hast mir davon gesprochen.

— Nun denn, ich bin in der That Kandidat. Begreifst Du jetzt?

— Was?

— Wie? Du siehst nicht, wohin ich steuere? Du erräthst nicht, weshalb ich meine Kandidatur angemeldet habe?

— Nun, um gewählt zu werden.

— Richtig. Aber ein Deputirter ist verpflichtet, während der Sessionen, d. i. acht Monate im Jahre, in Paris zu wohnen. Ich werde meine Frau und meine Töchter in der Provinz zurücklassen und werde in Paris nur ein Absteiger-Quartier nehmen, ein möblirtes Zimmer, so daß wenn meine Frau es sich einfallen ließe, einige Tage hier zubringen zu wollen, ich eine fertige Ausrede bei der Hand hätte. Begreifst Du?

— Gewiß!

— Ich werde ihr sagen: „Unmöglich, Liebste; ich habe in Paris nur ein Zimmer. Mit der Familie in den Gasthof zu ziehen kostet ein Vermögen.“ Kurz, ich werde es so einzurichten wissen, daß sie niemals komme und daß ich immer mit meiner lieben, kleinen Marion bleiben könne. Dieses reizende Paradies, dessen Engel Du bist, wird mein wirklicher Aufenthalt sein; das andere Quartier wird mir nur als Wandschirm dienen.

— Eine vortreffliche Idee!

— Nicht wahr? Und Alldas für dieses lebenswürdige Pärchen. Oh, meine allerliebste Hirschkuh! Du wirst meine Politik machen; mein ganzes Programm wird in den Worten bestehen: „Marion lieben und mich von ihr lieben lassen.“ Oh, wenn meine Wähler Dies wüßten! . . .

— Bist Du denn sicher, gewählt zu werden?

— Ob ich dessen sicher bin? Vor Allem bin ich schon Gemeinderath; außerdem habe ich es bisher sehr geschickt mit allen Parteien gehalten. Ich habe mich auf den Radikalen, den Beschützer der Armen und Schwachen, der Proletarier und Arbeiter aufgespielt: das war für die Ziege. Ich schicke meine Frau und meine Töchter jeden Sonntag in die Kirche. Das ist für den Kohl.

— Sehr schlau, in der That!

— Ferner habe ich sehr einflußreiche Wähler für mich; so Gautier-Gambille, einen reichen Aepfelweinhändler; dieser ist ein eifriger Sozialist, ohne auch nur die Menschenrechte zu kennen. Aber er hat eine gute Lunge und starke Fäuste. Dieser veranstaltet Versammlungen in seinem Hause und läßt die Gegner nicht zum Worte kommen, Alles wegen der Gleichheit. Diesen halte ich für die Sozialisten warm. Du kannst Dir denken, daß ich bei den Gutgesinnten mich seiner nicht berühme, beispielsweise vor dem Grafen Kérantoine.

— Kérantoine? Mir scheint, daß ich diesen guten Mann kenne.

— Schon möglich.

— Ein alter Narr und Geizhals.

— Das will ich glauben; er hat keinen Sou im Vermögen und muß es sein. Ah! Du kennst ihn? Da weißt Du ja mehr als ich; denn Derjenige, von dem ich spreche, ist der Sohn, Gontran von Kérantoine, ein kleiner Simpel, der sein Vermögen vergerdet hat und mit knapper Noth der Kuratel entgangen ist. Denke Dir, daß er einer meiner Töchter den Hof macht, Henriette, der Jüngeren. Ich lasse ihn machen, denn das ist ein großer Trumpf in meinem Spiele. Er ist ein einflußreiches Mitglied des Klubs der katholischen Jugend und hat mich einige Male dahin mitnehmen wollen, aber ich habe mich gedrückt, Du begreifst, ein Volksmann . . .

— Und wird ein Deputirter gut bezahlt?

— Fünfundzwanzig Franken täglich und außerdem gibt es Tabaktrafiken an die Wähler zu vertheilen. Daran will ich mich auch halten, anstatt mir mit allerlei blöden „Fragen“ den Kopf zu zerbrechen. Ich will einfach Dein Deputirter sein und Du wirst meine Politik sein. Wird es Dir so recht sein, mein zuckersüßes Püppchen?

— Das will ich glauben, mein Freund.

— Nenne mich: mein Schatz.

— Mein Schatz, wenn Du willst. — Nun, und wenn Du Minister würdest?

— Oh, dann würde ich Dir Deine Pension verdoppeln, besonders wenn ich Finanz-Minister werde.

Und er lachte laut auf, indem er hinzufügte:

— Schließlich warum nicht? — Und nun laß uns Dein Schlafzimmer besichtigen.

— Du bestehst darauf? fragte Marion schelmisch.

— Ei, ei, das ist doch natürlich! Sage Deinem Männchen nicht Mein; ist er doch sechzig Meilen weit hergekommen, um Dich zu umarmen.

— Ich habe Dir nichts zu verweigern.

— Das will ich hoffen.

Diese Worte waren bezeichnend für die Denkungsart des Gemeinderathes; es war der Herzensschrei des Emporkömmlings, welcher bezahlt und für sein Geld etwas haben will. Geschäft ist Geschäft. Er hatte Marion gekauft, er bezahlte sie, sie mußte ihm zu Gebote stehen und nach seinem Willen handeln, ohne Bögen, ohne Widerstand, ohne üble Laune.

Sie fühlte Aldies und in ihrem verwundeten Herzen, in ihrem von den Männern bereits angewiderten Geiste, in ihrer Empörung wider die Tyrannei der Sinne, wider dieses fortwährende Drängen des Männchens, das nach dem Weibchen verlangt und es beherrscht, ergreift, niederwirft: begriff sie, daß alle diese Niedrigkeiten und Rohheiten in der wenig gebildeten Seele des Herrn Durand schlummerten, und ihre Verachtung und ihr erwachender Haß gegen die Männer im Allgemeinen steigerten sich dadurch noch, gegen diese Männer, welche Weiberfleisch kauften, wie die Hausfrau Rindfleisch kauft beim Metzger und genaues Gewicht fordert für ihr Geld.

Nachdem sie auch den Nachtisch verzehrt und Kaffee getrunken hatten, erhoben sie sich von der Tafel.

Sie zeigte ihm die ganze Wohnung. Er äußerte seine Bewunderung über den weich ausgesteperten Salon, der in türkischem Geschmack eingerichtet war mit dicken Teppichen, breiten Divans, mit Kissen überall; er bewunderte die Kauerpfanne von persischem Kupfer, das Marghile mit seinem Kopfe von Elfenbein u. s. w. u. s. w.

— Schau! allerliebste! rief er. Hier will ich ausruhen nach meinen tollen Liebesnächten. Und das Schlafzimmer?

— Da sind wir schon.

Sie öffnete die Verbindungsthüre und ließ ihm den Vortritt.

— Oh, wie gut riecht es da! rief er aus, die balsamische Luft einathmend. Das nenne ich ein einladendes Zimmer! Wie soll man nicht an Liebe denken, wenn man diese Düste einathmet, diese Atmosphäre einer jungen, frischen, eleganten Frau.

Und er umarmte sie, mit einem Seitenblick nach dem großen, breiten Bette. Sie leistete ihm keinen Widerstand; gleichgiltig, ohne Begeisterung ließ sie ihn gewähren. Wie ein neugieriges Kind ging er im Zimmer umher, guckte in alle Winkel, öffnete alle Schreine; er wollte Alles sehen, Alles wissen.

Marion, die sich zu entkleiden begann, erschreckte plötzlich und eine schreckliche Beklemmung schnürte ihr die Kehle zusammen. Sie bemerkte plötzlich hinter ihren Toiletten einen lothigen Streifen von einer Soldatenhose; es war Jacobs Uniform, welche sie besser verborgen geglaubt hatte. Wenn Durand sie entdeckt und Aufklärung fordert, was soll sie ihm antworten? Die Geschichte mit dem Bruder wollte schon schwer verfangen; was würde sie jetzt sagen? Wenn er argwöhnisch wird, wenn er sich erzürnt, was soll aus ihr werden? Sie kannte noch Niemanden in Paris, der sie fördern, ihr einen andern reichen Liebhaber verschaffen konnte; denn auf Jacob durfte sie nicht zählen.

Jacob! . . . So war sie denn genöthigt, den einzigen Mann vor die Thüre zu setzen, der ihrer Zuneigung werth gewesen war; der einzige, der sie begriff und selbst in ihrer Versunkenheit noch schätzte; während sie gezwungen war, diesen alten Emporkömmling zu empfangen, diesen Menschen, der nur an die Stunden des leiblichen Genusses dachte, der sie nicht lieben konnte, weil sie ihn verachtete, der in ihr nur das Werkzeug seiner Vergnügungen sah, ein Spielzeug, das er nach seinem Belieben hin- und herwenden konnte, weil er es bezahlte.

Und dennoch zitterte sie in diesem Augenblicke bei dem Gedanken, daß er vielleicht sich erzürnen, sie verlassen könnte in diesem großen Paris, wo viele Andere sie ohne Zweifel gerne aufnehmen würden, sie jedoch noch nicht kannten.

Ihr Liebhaber näherte sich jetzt dem Kleiderständer; er blieb davor stehen und betrachtete die Kleider, die in ziemlichem Durcheinander daselbst hingen. Er langte mehrere Kleidungsstücke herab und entdeckte plötzlich die Unteroffiziers-Hose mit dem rothen Einsatz und den verschnürten Dolman. Die Hose in die eine, den Dolman in die andere Hand nehmend betrachtete er verblüfft diese beiden Uniformstücke, die Augen zu Fragezeichen erweitert.

Um ihre Verwirrung zu verbergen, hatte Marion ihm den Rücken gekehrt; doch folgte sie in dem vor ihr hängenden, großen Spiegel sehr aufmerksam jeder Bewegung des Alten, der in augenscheinlicher Verlegenheit mit seinem Funde nichts anzufangen wußte. Er betrachtete bald die Hose bald den Dolman, dann wieder Marion, nicht wissend, ob er zürnen solle, und zögernd sie zu befragen.

Endlich entschloß er sich.

— Sprich, Kleine, was ist denn das? fragte er mit einem süßsauren Lächeln.

Sie wandte sich um, sah ihn an und brach in ein Lachen aus.

Er fragte sich im Stillen, ob er sich erzürnen solle. Machte sie sich lustig über ihn? Hielt sie ihn für einen Tölpel? Oder war diese Sache so einfach, daß schon seine Frage lächerlich klingen mußte? Er wollte dennoch darüber ins Reine kommen.

— Was ist das? fragte er nochmals.

— Das . . . Das ist die Uniform meines Bruders.  
— Ist's wahr?  
— Wie? ob es wahr ist? Bildest Du Dir etwa ein, daß es die meinige sei? Wir sind doch nicht im Carneval; auch habe ich nicht die Gewohnheit, als Artillerist herumzuspazieren.

— Dein Bruder ist also Quartiermeister?

— Ja.

— Schau, schau; Du hast mir Das nicht gesagt.

— Ich dachte nicht, daß es Dich interessiren könnte.

Er betrachtete wieder den Dolman.

— Nr. 10. . . . Merkwürdig! Da muß ja Dein Bruder zu Rennes in Garnison sein.

— Ja, er ist in Rennes.

— Warum hast Du mir nicht schon früher von ihm gesprochen? Ich hätte ihm vielleicht nützlich sein können. Ich kenne viele Offiziere und hätte ihm Ausgänge und Urlaube verschafft.

— Man denkt eben nicht an Alles.

Doch der Gemeinderath war nicht völlig überzeugt. Ein Zweifel blieb bei ihm haften und das fortgesetzte Lachen Marions erhöhte noch seine Verwirrung. Er erinnerte sich plötzlich, daß bei dem zehnten Artillerie-Regimente zu Rennes jener Unteroffizier diente, der sein Nebenbuhler war und ihm bald die Geliebte weggeschnappt hätte.

Wie ein Blitz durchzuckte ihn dieser Gedanke. Kein Zweifel mehr, so war's; er wurde von Marion und dem Unteroffizier betrogen.

Er ward roth vor Zorn, aber er beherrschte sich. Als er Marion, die in der Fülle ihrer verführerischen Reize sich ihm darbietende Geliebte anblickte, vergaß er für den Augenblick alle seine Zweifel und schloß die Thüre in seine Arme.

Der Nachmittag flog rasch dahin, nur zu rasch für Herrn Durand. Er schlug Marion, die von einer schier nervösen Lustigkeit war, einen Spaziergang vor.

— Ja, ja, gehen wir, sagte sie. Vergnügen wir uns und lachen wir; ich habe vor Allem das Bedürfniß zu lachen.

— Nun wohl, wir werden lachen, ich verspreche es Dir. Wir wollen diese Nacht herumstreichen wie echte Zigeuner.

— Ist mir ganz recht.

Und sie gingen.

Ohne Zögern reichte der bis über die Ohren verliebte Durand dem Mädchen den Arm und zeigte sich so mit ihr in den Kaffee- und Gasthäusern.

— Du thust vielleicht Unrecht, mir den Arm zu reichen, sagte Marion. Wenn man uns sähe? . . .

— Wenn man uns sähe, würde ich Dich als eine Kunde aus der Provinz ausgeben, der ich in Paris als Führer diene. Ist Das nicht scharfsinnig?

— Ja wohl; sehr gut erfonnen.

Da die Dinerstunde gekommen war, traten sie in ein Speisehaus und ließen sich ein Mittagessen auftragen. Sie hielten eine feine Mahlzeit und tranken feine Weine dazu. Sie waren lustig und guter Dinge und hörten nicht auf zu lachen. Als sie wieder auf der Straße waren, sah Marion trübe und Herr Durand konnte nur mehr mit Mühe sein Gleichgewicht aufrecht erhalten.

So wankten sie Arm in Arm die Rue des Martyrs entlang, um den Abend in einem jener exzentrischen Vergnügungs-Lokale zu beschließen, von welchen es auf den äußeren Boulevards wimmelt. Die frische Luft hatte Herrn Durand den Rest gegeben; den Hut auf das rechte Ohr gestülpt zog er singend dahin; bei dem Refrain eines Gassenhauers hielten die Beiden ihren Einzug in das Volkskonzert des „Japanesischen Divan“.

Es war halb eils Uhr. Der Direktor, Jehan Sarrazin, ein eleganter Herr mit einem Binocle, empfing sie an der Thüre und machte ihnen in den ersten Bänken Platz.

Es war eine große Menge von Besuchern da. Studenten, die mit ihren lustigen Freundinnen gekommen waren, machten einen unbeschreiblichen Lärm. Alle brüllten im Chor die Refrains der verschiedenen Lieder mit, fuchtelten mit den Armen nach dem Takte oder schlugen mit ihren Messern an die Gläser, um die Kadenz zu markiren. Dichter Rauch schwebte in der Luft, wie die Wolken an gewitterschwülen Tagen. Man konnte die Luft kaum einathmen; die ansteckende Heiterkeit des Publikums äußerte sich in geräuschvollen Lachausbrüchen und Applausfällen.

Die Artisten folgten einander auf der Scene mit immer steigendem Erfolge und immer wieder von Neuem gerufen.

Marion und Durand fanden sich schnell in die allgemeine Stimmung und mengten sich in das Konzert, welches die Zuschauer, gleichsam die Vorstellung ergänzend, sich gegenseitig gaben.

Nach den Sängern kamen Sängerinnen, dann Akrobaten, Neger-Ministrel u. s. w. u. s. w. Die Vorstellung schloß mit einer naturalistischen Quadrille, welcher man noch ein wenig Bauchtanz und spanischen Bolero hinzufügte.

Marion fand ein außerordentliches Vergnügen an diesen Tänzen, welche ihr bisher völlig unbekannt gewesen. Die Tänzerinnen wanden sich in seltsamen Stellungen, welche künsterne Gedanken erregten. Und die Zuschauer applaudirten ihnen, jubelten ihnen zu und fragten sie laut nach ihren Adressen und Empfangs-Stunden.

Marion, die jetzt schon ganz betrunken war, machte allein mehr Lärm, als andere vier. Sie redete laut, stampfte mit den Füßen, schlug mit dem Köffel an ihr Glas, lachte und jauchzte. Und als in ihrer Nähe einige junge Leute sich über die Ballerinen lustig machten, erhob sie sich und lenkte ihre Schritte nach der Bühne.

— Wohin gehst Du? rief Durand.

— Ich will auch tanzen!

— Tanzen? . . .

— Glaubst Du, ich kann Das nicht, was diese Dirnen können?

— Doch; ich glaube es Dir auf's Wort.

— Nein; ich sehe, Du sagst Das nur, um mir gefällig zu sein.

— Durchaus nicht; ich verstehere Dir, daß . . .

— Sie wird hinaufgehen! rief eine Stimme im Saale.

— Sie wird nicht hinaufgehen! erwiderte eine andere Stimme.

Allmählig mengten sämtliche Zuschauer sich in diese Rufe und nun ging's im Chor: — Sie wird gehen! — Sie wird nicht gehen!

— Ja, ich werde gehen! sprach sie mit lauter Stimme.

— Nein, geh' nicht! bat der Gemeinderath, der jetzt Furcht hatte, einem Bekannten zu begegnen.

— Fort mit dem Alten! rief ein Lebeknabe.

Durand wandte sich wüthend um, um zu antworten. Aber wie wollte er in dieser dichten Menge den Schuldigen entdecken?

Plötzlich ward Marion von Studenten umringt, die sie bei den Beinen faßten und unter dem lebhaften Applaus der Menge auf die Bühne trugen. Mittlerweile stritt der Gemeinderath aus Rennes mit einigen jungen Leuten herum, die sich über ihn lustig machten, ihm auf den Bauch und auf den Kopf schlugen und den Hut bis zu den Ohren eintrieben.

Einmal auf der Bühne hob Marion mit beiden Händen ihre Röcke empor und begann mit den zwei anderen Tänzerinnen einen tollen, übermüthigen Tanz, der den ganzen Saal in Raserei versetzte. Berauscht durch das Getöse und die wilden Sprünge, die sie gemacht, stürzte Marion endlich in ihrer ganzen Länge auf die Bretter hin, wie ein vom Haschisch beraushtes Weib. Das ganze Publikum erhob sich, klatschte in die Hände, strampfte mit den Füßen und trommelte mit den Stöcken auf den Tischen.

Es war höllisch!

Doch während Alle brüllten und der fremden Tänzerin zuriefen, die wie todt dalag, sprang plötzlich ein Mann auf die Bühne, stürzte zu Marion hin und schrie sie an:

— Meze! Ha, schmutzige Meze!

Dieser Mann war Jacob.

Mit einem Satze war Marion aufrecht.

— Was gibt's? Was wollen Sie? fragte sie trotzig.

— Was ich will? Das ist ganz einfach und ich werde es Dir hier vor allen Leuten sagen, da Du die Unwissende spielst.

— Jacob! Jacob! Nein, schweig! Ich bitte Dich, schweig! sagte sie halblaut.

— Ach, Du erkennst mich endlich! Dein Kausch versliegt. Ha, Treulose! Ha, Dirne!

Alle Zuschauer standen aufrecht, in gespannter Neugierde und fühlend, daß die hürleske Scene eine tragische Wendung nehme.

Herr Durand war schreckensstarr. Er wußte nicht: sollte er da bleiben oder fliehen? sollte er Marion vertheidigen oder ihrem Schicksale überlassen?

Inzwischen hatte Jacob Marion am Handknöchel gefaßt.

— Ja, Meze! wiederholte er. Ich bin betrogen! . . . Unter all' den Weibern, auf die man mit Fingern zeigt, gibt es Keine, die so verderbt wäre wie Du!

Im Saale entstand ein Gemurmel; man schickte sich an, den Mann niederzubrüllen, der eine wehrlose Frau beschimpfte.

In einer Aufwallung der Entrüstung und der Reue, die alle Zeugen dieser Scene erbeben machte, zerrte er Marion bis an die Rampe vor.

— Sehen Sie dieses Weib? schrie er, mit dem Finger auf sie zeigend. Wissen Sie, was sie gethan hat? Sie hat mich bezaubert, an sich gezogen, an sich gefesselt. Sie hat geschworen, mir allein angehören zu wollen, meine Geliebte, mein Weib für das ganze Leben zu sein. Und ich habe sie geliebt, ich wollte sie dem Sumpfe entreißen, wo sie zu versinken drohte.

Und in dem Augenblicke, da sie mir Treue geschworen hatte, da ich sie gerettet zu haben glaubte, hat sie sich mit Leib und Seele einem cynischen Greise verkauft! Ja; zur selben Zeit, da sie mir sagte: „Ich liebe Dich; ich werde mein ganzes Leben lang nur Dich lieben!“ — überließ sie ihre lügenerischen Lippen den Küffen eines Mannes, der sie bezahlte. Und was für ein Mann das ist! Ein Familienvater, der Weib und Kinder hat! ein lasterhafter Greis! Diesem hat sie sich verkauft wie die erstbeste Meze! Ja, Diejenige, die auf dem Boulevard ihrem Schandgewerbe nachgeht, hat wenigstens die Noth als Entschuldigung. Die Dirne aber braucht Geld, noch Geld und abermals Geld.

Herr Durand hätte wohl am liebsten sich schleunig entfernen wollen; allein, als diese Scene begann, waren die Zuschauer allmählig näher getreten, die Gruppen hatten sich enger geschlossen und der Gemeinderath, von denselben in die Mitte genommen, drückte sich und suchte ängstlich nach einem Auswege.

Jacob, der Marion noch immer an der Hand festhielt, fuhr fort:

— Nun denn, ich glaubte ihren Schwüren. Um ihr zu folgen, habe ich mein Regiment verlassen, bin fahnenflüchtig geworden; und anstatt zu mir zu kommen und mir die Arme entgegenzustrecken, — denn ich bin kein Bettler; ich habe so viel, um sie ernähren und kleiden zu können; ich hätte sie erhalten können wie mein Weib — nunwohl, anstatt zu mir zu kommen, der ich sie liebte und um ihretwillen zu Allem bereit war, hat sie mich auf die Straße geworfen, um sich dem Reicheren anzuliefern, dem Alten, der jeden ihrer Küsse, jede ihrer Liebkosungen bezahlen wird. Du bist eine herzlose Dirne, eine Freudentirne, die nur für Geld das Liebesgeschäft betreibt. Du willst Geld, nichts als Geld. Nun wohl, wirf Dich zu Boden, kriech auf dem Bauche, um Geld aufzulesen, strecke die Hände aus, wälze Dich im Golde! Da, da, nimm, noch, schändliche Dirne!

Und bei jedem dieser Sätze holte Jacob aus seinen Taschen Geld hervor, die Sous, die Francs, die Louis und schleuderte sie Marion an den Kopf, die unter der Wucht der Schande und dieser schrecklichen Scene zu den Füßen des Unteroffiziers niedergefunken war.

Fortgerissen durch diese heftige Apostrophe applaudirten die Zuschauer wie wüthend. Doch schon zu lange hatte der Skandal gedauert. Der Direktor, der sich vor Beginn dieser Scene entfernt hatte, eilte jetzt erschreckt herbei. Von einem seiner Kellner gefolgt, lenkte er seine Schritte nach den Coulissen.

Die Ankunft des Direktors hatte Herrn Durand Luft gemacht. Er benützte denn auch sofort die Gelegenheit, um Reißaus zu nehmen. Endlich erreichte er die Straße, wo er tief aufathmete.

Gerade in dem Augenblicke, als Jacob sein Geld der unglücklichen Marion an den Kopf schleuderte, erschien der Direktor auf der Scene.

Er faßte den Unteroffizier am Armel und zog ihn nach hinten.

— Genug, genug! . . . Was hätten Sie, davon, wenn Sie sich noch weiter ereifern. Mich selbst aber bringen Sie gleichfalls in die Patsche; man könnte mir wegen Skandals auf einige Tage mein Geschäft sperren.

Jacob ließ sich von dem Direktor hinwegführen, nicht ohne immerfort zu rufen:

— Oh, diese Meze! Dieses Schwein!

Mit Hilfe eines zweiten Kellners gelang es endlich, ihn von der Bühne und dann aus dem Saale zu schaffen.

Endlich fühlte Marion sich frei. Sie wankte von der Bühne in die Couliissen und als sie draußen eine offene Ankleideloge erblickte, eilte sie da hinein und sank ohnmächtig auf einem Fauteuil zusammen.

Herr Durand stand mittlerweile auf der Straße und suchte seine Gedanken zu sammeln. Was sollte er nun anfangen? Wo sollte er hingehen? Da konnte er nicht bleiben. Die Leute werden herauskommen, man wird ihn erkennen und dann wird es schöne Dinge geben.

Und doch hätte er das Ende der Scene gern gesehen! Was wird aus Marion werden? Und der Unteroffizier? . . . Wird man ihn nicht festnehmen? Einen Augenblick dachte Durand daran, ihn sofort den zwei Sicherheits-Agenten anzuzeigen, welche vor der Thüre des Lokals auf- und abwandelten. Aber, wenn er ihn jetzt anzeigte, wäre er genöthigt sich gleichfalls nach dem Polizeiposten zu begeben, wo man ihn seinem Nebenbuhler gegenüberstellen würde. Das wäre ein neuer Skandal! . . . Nein. Das Beste war, für den Augenblick nichts zu sagen und seine Rache auf 24 Stunden zu verschieben.

Er kehrte nach seinem Gasthose zurück und am andern Morgen reiste er mit dem ersten Zuge nach seiner bretonischen Heimath. Nachmittags in Rennes angekommen, verlor er keinen Augenblick und zeigte den unglücklichen Fahnenflüchtling an, der am nächsten Morgen beim Appell als Verbrecher erklärt werden sollte. . . .

Von den beiden Kellnern zur Thüre hinausgeworfen überfah Jacob, daß einige Stufen da seien und fiel der ganzen Länge nach auf dem Pflaster hin. Dies rief ihn plötzlich in die Wirklichkeit zurück. Er sprang auf die Beine, ballte drohend die Faust gegen den „Japanesischen Divan“ und rief noch einmal zähneknirschend: „Ha, die Schanddirne!“

Was sollte er nun anfangen? Sollte er bleiben oder gehen?

Bleiben? Konnte er bleiben nach dieser Aergerniß erregenden Scene? Man würde vielleicht nachforschen, wer er sei, ihn entdecken und als Militär-Flüchtling verhaften?

Und doch war seine Marion die reizendste Geliebte: jung, frisch, schön und zärtlich! Die idealische Liebe mit all' ihren Freuden und Aufregungen. In ihr war nichts Gemachtes, Geheucheltes; die reine Natur! Ein goldenes Herz und ein Körper voll wahrer, jugendlicher Leidenschaftlichkeit.

Und wie verführerisch war diese Geliebte jetzt, da sie von Behaglichkeit, ja von Luxus umgeben war! Und Jacob hatte die bezaubernde Behausung vor Augen, das duftige Liebesnest einer Pariserin. Denn Marion hatte mit einem Schlage den Ton und die elegante Haltung einer Pariserin angenommen. Die Frauen sind so geschaffen; sie sind geschmeidige Naturen, die sich allen Entbehrungen fügen und sich dann in einem Augenblicke zur Vornehmheit erheben; die Freudendirne wird im Nu zur großen Dame.

Aber welche Heuchelei! Nein, es war schmähtlich! . . .

Und er rannte durch die Straßen dahin, wie ein Narr, ohne daran zu denken, wo er sei und wohin er gehe . . .

Inzwischen hatte Marion von ihrer Ohnmacht sich langsam erholt. Man war ihr hilfreich beigesprungen und eine Menge Zuschauer drängten sich vor der Ankleideloge, neugierig zu erfahren, wer diese Frau sei und was aus ihr geworden. In der vordersten Reihe befand sich ein Hörer der Medizin, ein Habitué dieses Lokals, Namens Loustagan, der sich eifrig um Marion bemühte, ihr das Leibchen aufschürte, riechende Salze unter die Nase hielt, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, die schöne Unbekannte, die mit dem geöffneten Mieder noch verführerischer war. Während der junge Mann so die Funktionen des künftigen Arztes versah, ward er nicht müde, die Schönheit dieser jungen Frauensperson zu bewundern. Die milchweiße Haut, der feste, blau geäderte Busen mit den Spizen so rosig wie die Erdbeeren im Mai: sie luden zu Küffen ein und erregten die Begierden.

Doch bald kam der Direktor hinzu und riß den jungen Mann aus seiner stummen Betrachtung.

— Platz, meine Herren! Was drängen Sie sich so um diese junge Frau? Sie hindern sie ja zu athmen!

Er zwängte sich durch die Menge und gelangte endlich bis zu Marion, gerade in dem Augenblicke, da sie die Augen aufschlug.

Sie blickte erstaunt um sich, denn sie vermochte sich nicht sogleich zu erinnern; sie war verlegen, als sie alle diese Köpfe sah, die sich zu ihr niederbeugten, und alle diese neugierigen Blicke, die jeder ihrer Bewegungen folgten.

— Hinweg, meine Herren! wiederholte der Direktor Jehan Sarrazin; verlassen Sie den Ort. Sie wissen, es ist absolut verboten, die Couliissen zu betreten. Weichen Sie göttlich; lassen Sie mich nicht aus meiner Sanftmuth fallen.

Und da sich Einige taub stellten und nicht abziehen wollten, drängte er sie mit sanfter Gewalt hinaus.

Endlich konnte er die Thüre der Ankleideloge schließen. Marion hatte sich inzwischen aufgerichtet und war damit beschäftigt, ihr Leibchen wieder zuzuknöpfen und einige Ordnung in ihre Toilette zu bringen. Sie nippte dann von einem Glase Punsch, welchen man ihr zur Labung bot und willigte ein, nach Hause zu gehen, um nicht länger der Gegenstand einer lästigen Neugierde zu sein.

Der Mediziner Henri Loustagan machte sich erbötig, sie nach Hause zu begleiten.

Doch ehe sie die Ankleideloge verließ, bat sie ihn, Erkundigungen einzuziehen, ob der dicke Herr, der sie begleitet hatte, noch da sei, und ob Derjenige, der sie beschimpft hatte, sie nicht vor der Thüre erwarte.

Fünf Minuten später verließ sie beruhigt den „Japanesischen Divan“ in Begleitung des Studenten.

— Wollen wir einen Wagen nehmen? fragte sie.

— Ja; da hält eben ein geschlossener

— Nein, keinen geschlossenen; lieber einen offenen, wenn's beliebt. Die frische Nachtluft wird mir wohl thun und mich vollends wieder herstellen.

Er rief einen Kutscher herbei, sie gab die Adresse an und sie fuhren in kurzem Trabe ab.

(Fortsetzung folgt.)

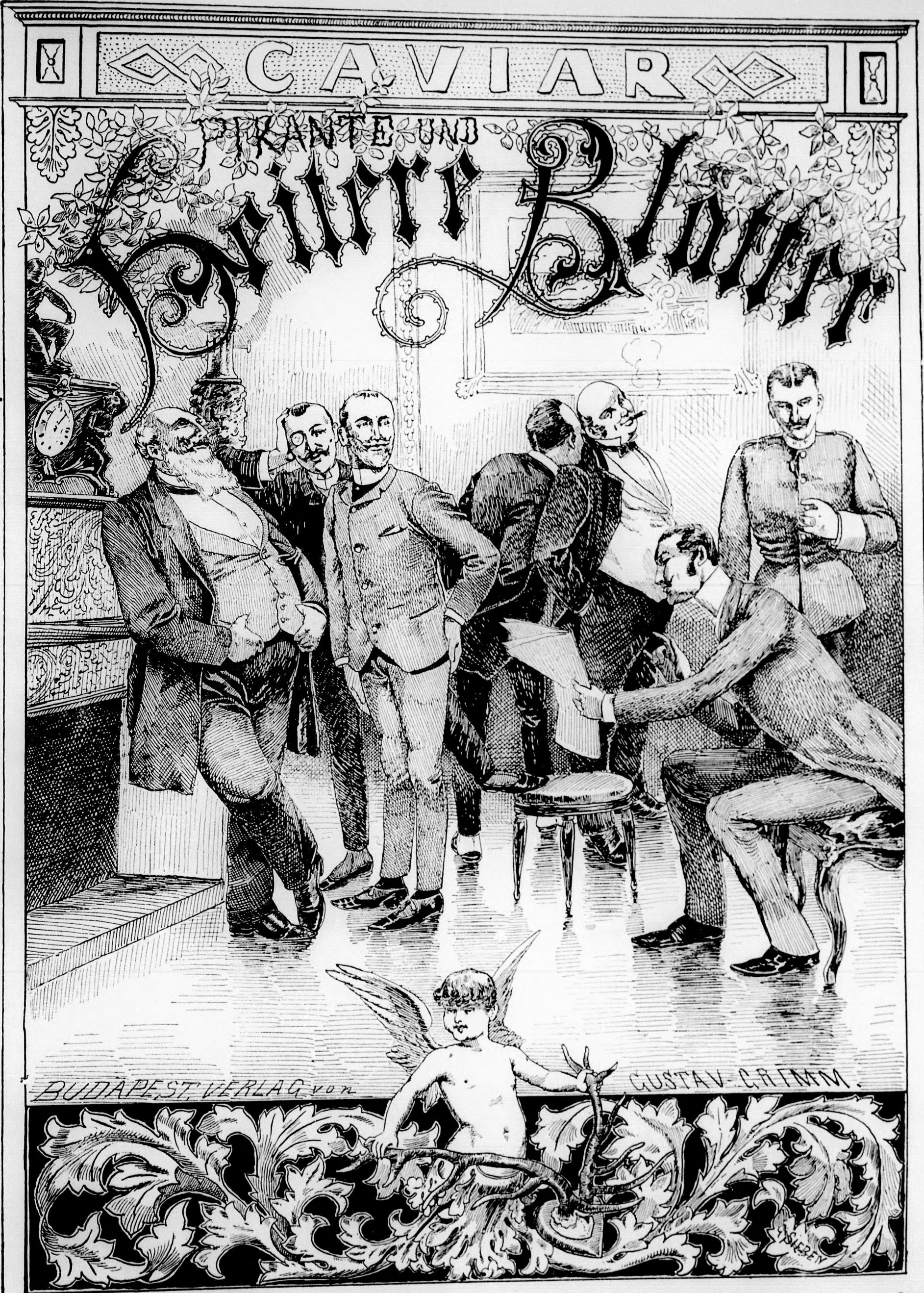
Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: **Budapest, Hefeleitgasse 14.**

Verlag von **Gustav Grimm** in Budapest.

Druck von J. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Parisch-Bazar.

— Caviar-Kalender für 1892 soeben erschienen. — Siehe Rückseite.



— Caviar-Kalender für 1892 soeben erschienen. — Siehe Rückseite.

Erscheint in 18 Hefen. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).  
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.